

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge



Geld kann man nicht essen!

Prof. Veronika Bennholdt-Thomsen begründet, warum ein Wirtschaften in überschaubaren Kreisläufen sinnvoll ist und wie zuviel Geld macht, dass vielen Menschen das Nötigste fehlt.
Seiten 3 bis 4

Der Hof, ein Modell für die Wirtschaft?

Für Bernhard Heindl ist die bäuerliche Lebensform nicht von gestern. Sie könnte als Vorlage für eine Wirtschaft von morgen dienen. [Seiten 5 bis 6](#)

Zur Nachahmung empfohlen!

Niklaus Wynistorf setzt die Theorie einer neuen Wirtschaftsordnung in die Praxis um. Mit Erfolg. [Seiten 7 bis 8](#)

Offen für Experimente

Ernst Frischknecht berichtet aus der Fachgruppe Boden. [Seite 10](#)

Wer ist verrückt?

Ein Plädoyer von Ursula Seiler für Kühe mit Hörnern. [Seiten 11 bis 14](#)

Milch ist ein besonderer Saft

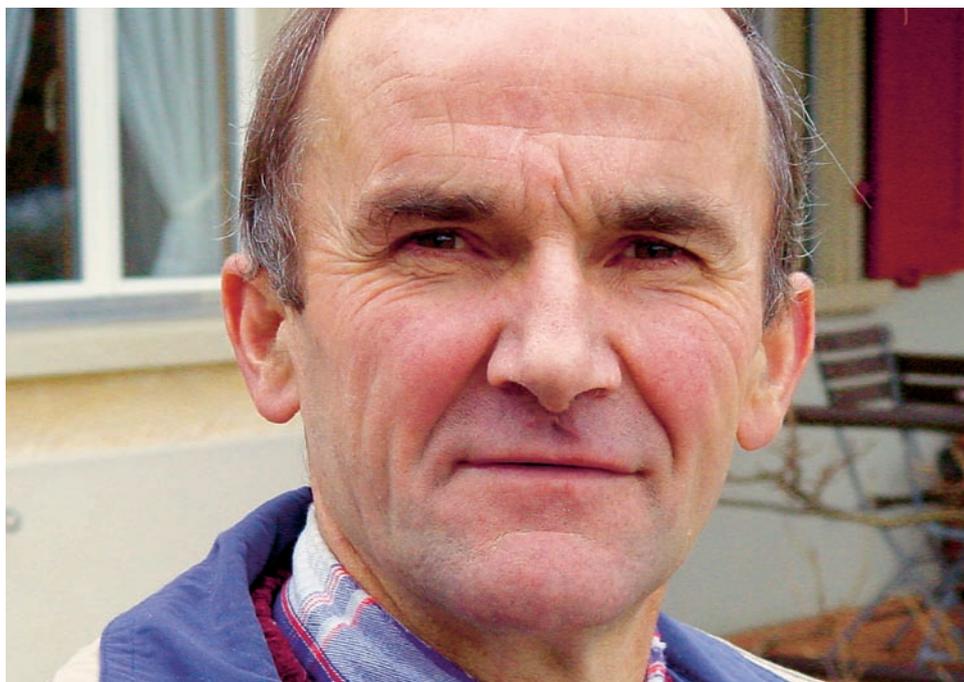
Von den Kämpfen um die Herrschaft über die Milch und für einen fairen Milchpreis für die Bauernfamilien. [Seiten 15 bis 17](#)

Wer entscheidet, was auf den Teller kommt?

Eine Konferenz mit 250 Teilnehmenden aus 28 Ländern und eine Velokarawane durch die Schweiz fordern Mitbestimmung. [Seite 19](#)

Gertrud Stauffacher

Nein, nicht jene aus Schillers Wilhelm Tell, sondern eine aus dem 20. Jahrhundert gibt den Männern Denkanstösse.
[Seiten 22 bis 24](#)



Martin Köchli

Querdenken

Man mag sie ja gemeinhin nicht besonders, die Querdenker. Sie sind noch bald als Querulanten abgestempelt, als Miesepeter, die überall nur das Negative sehen. Und in der Tat, wenn Querdenken nur Selbstzweck ist, nur Verhinderungsstrategie und vielleicht auch Profilierungsgehebe ist, dann ist der Nutzen des Querdenkens nicht allzu gross. Wiewohl es manchmal weiss Gott nötig war und ist, dass man sich querstellt, wenn Unvernünftiges sich breit machen will. Nicht nur, wenn Nordkorea an Atombomben herumbastelt. Auch wenn Gentechnologie als Wundermittel gegen den Welthunger angepriesen wird. Und bei vielem mehr.

Zurzeit sind wir ja aber wieder mal mit Überproduktionen beschäftigt und es scheint, nicht nur bei der Milch. Bei fast allen Nahrungsmitteln sorgt ein enormer Angebotsdruck für unmenschliche Zustände in den Produktionsgebieten und für marktschreierischen Preiskampf, wemns ums Vermarkten geht. Dabei könnten sich die Menschen durchaus gesund und vernünftig ernähren, wenn sie denn nur richtig informiert wären. Da bräuchte es die andere Art des Querdenkens, dieses «Hinüberdenken», das ein gesundes Überlegen erst möglich macht.

Denn es scheint nicht, dass das Durchsetzen der je eigenen Position wirkliche Erfolge und Lösungen bringt. Im Gegenteil, das wöchentlich an unzähligen Sportveranstaltungen zelebrierte Prinzip «Der Erfolg des Gegners ist mit allen Tricks und Mitteln zu verhindern», scheint immer mehr unser Wirtschafts- und Gesellschaftsleben zu prägen und zu bestimmen und damit viel mehr menschliche und natürliche Ressourcen zu verschwenden und zu verhindern, als wirklich freizusetzen.

«Diese Welt hat genug für jedes Menschen Bedürfnis, aber nicht für jedes Menschen Gier», sagte Mahatma Gandhi, und auch unser christliches Prinzip, dass man «einander kennt, einander mag und einander hilft», würde eigentlich den Weg freilegen für ein bedürfnisgerechtes Wirtschaften anstelle des kläglich gescheiterten Prinzips des «freien» Wettbewerbs, der im Grunde nur einige wenige Gewinner kennt und Heerscharen von Verlierern.

Auch diese Ausgabe von «Kultur und Politik» befasst sich einmal mehr mit der Sicht der Verlierer. Sei es der Boden, die Pflanzen, die Tiere, der Mensch. Und sie will eine andere Sichtwei-

se vermitteln, ein Quer-(hinüber-)denken, das uns allen Gewinn bringen kann. Da, wo wir aus Gewohnheitsmustern ausbrechend, Welt und Gesellschaft immer wieder neu zu denken und zu gestalten wagen. Wenn auch nur in Ansätzen, so doch auch in der Gewissheit, dass die Summe des Bedeutungslosen oft enorm ist.

Ich wünsche Ihnen erholsames Lesen und Lernen!

Martin Köchli

Geld kann man nicht essen!

Schritte zu einer Neuordnung der Wirtschaft

«Um die gegenwärtige Zivilisationskrise überwinden zu können, müssen wir die Subsistenzorientierung wieder erlernen, davon bin ich überzeugt.» Dies sagt Prof. Veronika Bennholdt-Thomsen vom Institut für Theorie und Praxis der Subsistenz in Bielefeld. Der folgende Beitrag ist aus einem noch unveröffentlichten Buch zusammengestellt worden.

1. Das «Schreckensbild» Subsistenzwirtschaft

«Subsistenzwirtschaft» heisst, das Lebensnotwendige erwirtschaften. Das scheint für viele der Inbegriff aller Schrecken zu sein. Einfaches, handwerkliches Tun und Selbstgemachtes galten über Jahrzehnte als Zeichen von Kargheit. Die Bauernkinder sehnten sich bei Wurst und Käse vom eigenen Hof nach den abgepackten Scheiben aus dem Supermarkt.

Der grösste Antrieb für die neue «Wachstumswirtschaft» war die Angst vor der Knappheit. Diese Angst ist auch im 21. Jahrhundert eine kollektive Neurose der abendländischen Kultur, die vom Geld nur noch gefördert wird. Denn wann hat man je genug Geld? Die Angst vor der Knappheit stellt sich vor unserem inneren Auge folgendermassen dar: *Ich bin unterworfen, abhängig, denn es gibt mächtige Gierige über mir. Deshalb bekomme ich zu wenig. Also muss ich mich wehren und darum kämpfen, genug zu bekommen. Daher habe ich ein Recht darauf, selbst TäterIn zu sein.*

Zu Beruhigung der eigenen Angst vor der Knappheit schloss man sich einer fantastischen Heilserwartungsbewegung an: Dass ein gehorsames Konsumverhalten, mit den entsprechenden Ritualen und Beschwörungen, zum Reichtum führen werde. Wir haben über Jahrzehnte hinweg geglaubt, nichts sei wichtiger, als viel Geld zu machen, wie es umgangssprachlich so bildlich heisst. Alles, jeder Handschlag war darauf ausgerichtet, ihn in Geld zu verwandeln. Und es schien kein Problem, das Geld jederzeit in konkrete Dinge zurückzuverwandeln, in Essen, Kleidung, das Dach über dem Kopf, eben das, was wir brauchen zum Leben.

Was aber, wenn diese Verwandlungskunst nicht mehr klappt, weil das Geld sich in Luft auflöst, wie es zurzeit massenweise geschieht? Ihrer eigentlichen Subsistenzgrund-



Prof. Dr. Veronika Bennholdt-Thomsen, Soziologin, Leiterin Institut für Theorie und Praxis der Subsistenz, D-Bielefeld

lage beraubt, verzweifeln viele: Sie wissen nicht mehr, was zu machen ist, damit der Boden die Nahrung hervorbringt, oder wie ein Dach entsteht oder wie wir die alte Kleidung durch neue ersetzen können. Dieses Wissen ist zwar vorhanden, denn in unserer hochspezialisierten, arbeitsteiligen Gesellschaft ist es auf Gruppen und Einzelne verteilt – wenn aber auch viel davon tatsächlich verloren gegangen ist – aber wir wissen nicht, wie wir zueinander kommen sollen. Auf der konkreten Subsistenzebene fehlt uns die Möglichkeit zu einer ohne Geld auskommenden Kommunikation. Die Frage ist, wie wir sie wieder herstellen können.

Bäuerliches Wirtschaften galt es zu überwinden, weil es wegen der weltanschaulichen Bindung an einen naturgebundenen Wachstumsbegriff als unwirtschaftlich bzw. wirtschaftlich wertlos beurteilt wurde. (Der Ausdruck «Kapitalwachstum» oder «Wirtschafts-

wachstum» ist demgegenüber mehr als nur ein bildlicher Ausdruck, nämlich ein Glaubensbekenntnis.) Diese subsistenzzerstörerische Sicht hat die Politik der Weltbank ebenso geprägt wie die EU-Agrarpolitik. Geld hat praktisch überall auf der Welt die Subsistenzgrundlagen «aufgefressen» und ist, insbesondere vermittelt über die Lohnarbeit, aber auch schlicht über die Verwandlung aller Dinge und Dienste in Waren, zum allumfassenden Zwangsmittel geworden.

Die Finanzmarktkrise bedeutet nun nichts anderes, als dass das Zwangsmittel Geld in der Krise ist, also nicht mehr so reibungslos funktioniert wie davor. Statt uns deswegen zu ängstigen, sollten wir dem «Kollaps des Kapitalismus ein paar hilfreiche Stösse verpassen», meint Yvette Abrahams aus Südafrika. Worin aber können solche hilfreichen Stösse bestehen? Schliesslich sind wir selbst mittätig in dieses Zwangssystem verstrickt.

2. Umwandlung des Geldsystems

Erstens: Das Geld der Realwirtschaft muss vor den Jongleuren geschützt werden. Es ist ganz offensichtlich ein Unding, dass deren Bilanzier-Kunststückchen mit den Mitteln ausgeführt werden, die andere Menschen brauchen, um ein Dach über dem Kopf zu haben und um im Winter nicht zu frieren. Deshalb brauchen wir dafür getrennte Währungen: Wer ins Casino geht, muss erst realwirtschaftliches Geld in Spielgeld umtauschen. Konkret bedarf es einer internationalen Währungs- und Zahlungseinheit, die nicht mit einer nationalen Währung identisch ist; und es bedarf klarer Umtauschregeln zwischen der internationalen und den nationalen sowie zu den regionalen Währungen. Zweitens: Die Instrumente für ein neues Wirtschaften als gemeinschaftliches Zusammenwirken sind längst vorhanden: lokale Tauschkreise, regionale Währungen, Selbstverwaltung der Gemeinschaftsgüter, Produk-

tions- und Konsumgenossenschaften, Unternehmen der lokalen Ökonomie, Slow Food, Fa La Cosa Giusta, Community Supported Agriculture usw. Tatsächlich gibt es stetig mehr Initiativgruppen, die den Weg der lokalen Ökonomie neu (oder das Alte bewusst verteidigend) einschlagen. Programmatisch auf globaler Ebene formuliert wird diese Orientierung

u. a. durch die weltweite Bauern- und Bäuerinnenorganisation Via Campesina mit ihrem Konzept der «Ernährungssouveränität»; oder etwa auch durch Attac Österreich mit den «zehn Thesen gegen den Weltmarkt oder für kleinräumige Wirtschaftsstrukturen» (Christian Felber, www.aurora-magazin.at/gesellschaft/felber.htm).

Drittens: Leider sind die meisten globalisierungskritischen Gruppen nach wie vor zu sehr vom Ziel des Wirtschaftswachstums beeinflusst und glauben, durch hinreichende Regulierungen das bestehende Finanzsystem bändigen zu können. Das greift zu kurz, denn die einen arbeiten, um zu leben, während sich die anderen die meisten Erträge aneignen. Das Geld dient dabei als Transportmittel für diesen Tributtransfer. Wir brauchen aber eine Wirtschaftsweise, die das gute Leben aller ermöglicht.

3. Von der Globalwirtschaft zum regionalen Wirtschaften

Regionales Wirtschaften bedeutet:

1. **Versorgung aus der Region**, d. h. mit dem, was mein ökologischer, landschaftlicher Rahmen gewährleistet, statt der ruinösen Versorgung aus der Ferne und über den Weltmarkt. Die Nahrung kommt aus der Erde. Sie gedeiht durch die Arbeit der Bäuerinnen und Bauern. Nur wenn wir diese Zusammenhänge tatkräftig bestätigen, können wir den Raubbau an der Natur und an dem gemeinschaftlichen Beziehungsgeflecht aufhalten.

2. Schaffung von produktiven Erwerbsstellen, in denen das **kenntnisreiche, kunstvolle Tun** und dessen gutes Ergebnis im Vordergrund stehen und nicht die inhaltslose Lohnarbeit für möglichst hohe Stückzahlen von was auch immer unter der Regie eines anonymen Kapitals. In der Regionalversorgung spielt das Handwerk eine grosse Rolle: biologische (klein-) bäuerliche Landwirtschaft, handwerkliche Metzgereien, Bäckereien usw., also diverse Lebensmittelhandwerke; Möbelbau, Hausbau, Stoff- und Kleiderher-

stellung usw. Urproduktion und Verarbeitung sollten nach Möglichkeit (nicht überall wächst Kaffee oder grasen Schafe oder wird Stahl hergestellt) in derselben Region stattfinden, in der die Produkte auch verbraucht werden. Kunst, Theater, das Gesundheitswesen, das Ausbildungswesen sind sehr gut als regional unterschiedlich, daher vielfältig und dezentral organisiert denkbar.

In den 1980er und 1990er Jahren, die bereits zunehmend von EDV und Globalisierung der Märkte geprägt waren, begleitet von «jobless growth» (Wachstum ohne Arbeitsplätze) und Privatisierung öffentlicher Dienste, gelang es vielen Arbeitenden in Deutschland dennoch, sich mit dem Sinn der Tätigkeit als Richtschnur einen Erwerbsweg einzurichten. Sie schufen sich ein «Patchwork» (Flickwerk) von Einkommenstätigkeiten. Dabei wurden sie nicht reich, dabei litten sie unter Existenzängsten und mangelnder Sicherheit, dennoch war es möglich, der Situation die Stirn zu bieten und die ureigensten Energien zu mobilisieren. Es entstanden Kinderkrippen und Frauenhäuser, Dritt-Welt-Läden und Bioläden; man handelte sich von Lehrauftrag zu Lehrauftrag, schrieb journalistische Honorarbeiträge, organisierte freie Theater und KünstlerInnenkollektive oder schuf Holz- und Nähwerkstätten. Mit der Lüge, Vollbeschäftigung mit sogenannten Normal-Lohnarbeitsplätzen sei möglich, wenn man sich nur genug anstrengen würde, hat in Deutschland die rot-grüne Regierung die Kontrolle über die Arbeitenden verschärft (Hartz-Gesetzgebung). Nicht eigensinnig, sondern billig sollen sie sein.

3. Regionales Wirtschaften mit eigenverantwortlichen Erwerbsstellen schafft **Verbindlichkeit in Bezug auf die Qualität** der Produkte, und zwar bereits dadurch, dass die Marktbeziehung nicht anonym ist. Regionales Wirtschaften stärkt deshalb auch die gemeinschaftliche Seite von Gesellschaft.

4. Eine **regionale Währung** ist für die Stärkung des regionalen Wirtschaftens nicht nur wünschenswert, sondern gegenwärtig besonders notwendig. Zwar können die Wirtschaftenden in einer Region auch ohne getrennte Währung in erster Linie voneinander kaufen, und teilweise tun sie es ja auch. Doch angesichts des herrschenden Wertesystems, in dem die Grösse eines Unternehmens und anonyme Marktbeziehungen besonders hoch geschätzt werden, bedarf die regionale Orientierung einer Stütze durch regionale Währungen.

Die regionale Währung muss ohne Zinsen funktionieren, denn dann fehlt der Anreiz, dieses Geld anzusammeln und es (scheinbar!) unabhängig von der produktiven Wirtschaft für die reine Geldvermehrung zu benutzen. Zinsloses Geld bleibt an seinen konkreten Zweck gebunden, nämlich die Tauschaktionen vor Ort zu erleichtern, also den Fluss der zum Leben benötigten Dinge nicht künstlich zu blockieren (siehe als Beispiel: www.chiemgauer.info). Die weitgehende Verselbständigung des Geldes in der globalisierten Ökonomie – 90 % des Handels auf dem Weltmarkt sind Finanztransaktionen und nur noch 10 % betreffen reale Güter – ist die eigentliche Ursache für die gegenwärtige Krise.

5. Nicht die Konkurrenz zwischen den Regionen (altes Schema), sondern die Kooperation innerhalb der Region in menschlich überschaubaren Zusammenhängen ist das Ziel: Von einer Ökonomie des Nehmens zu einer Wirtschaft des Gebens. Dafür lohnt es sich auch, auf die «Strasse» zu gehen, nämlich um sich einander sichtbar zu machen und sich gegenseitig das Gefühl zu geben: Ich bin nicht allein, wir sind viele, und um sich in diesem Tun zu verstärken.

4. Ausblick: Die Wirtschaft, das sind wir alle

Die gegenwärtige «Entwicklung» mit Maximierungsgier beraubt viele Menschen des Notwendigen: Eine Milliarde Menschen hungert, 200 Millionen Menschen sind auf der Flucht vor den Rohstoffkriegen und der Umweltzerstörung. Bäuerinnen und Bauern werden von ihrem Land vertrieben, Minijobber, Leiharbeiter und ArbeitsmigrantInnen suchen Geld fürs Nötigste. Wir erleben eine Zivilisationskrise, an der wir alle beteiligt sind.

Dem gegenwärtigen totalitären Einheitsentwurf der globalisierten Wachstumsökonomie kann nur mit einer ganzheitlichen Vision von Wirtschaften begegnet werden, die die Vielfalt der Kulturen, Klimazonen und Landschaften respektiert. Dabei handelt es sich nicht um ein «Entwicklungsmodell» oder einen «Entwurf», die mit machtpolitischen Plänen zur Umsetzung verbunden sind, als vielmehr um einen Kodex mit neuen weltanschaulichen Prinzipien und ethischen Werten, die wir alle beherzigen.

*Prof. Dr. Veronika Bennholdt-Thomsen
Beirätin Bioforum*

Hoffnung vom Hof?

Plädoyer für eine neue Übersichtlichkeit des Wirtschaftens

Der Arbeitskreis «Anderes Wirtschaften», anlässlich des letzten Mösberg-Gesprächs, interessierte sich für die Frage, wie weit bäuerliches Wirtschaften ein Vorbild für ein neues Verständnis des Wirtschaftens überhaupt werden könnte. Warum ausgerechnet das «vorgestrigte» und «randständige» Wirtschaften auf dem ÜBERSCHAUBAREN HOF ein Leitbild werden könnte, schreibt Bernhard Heindl in diesem Beitrag.

Ich will nicht verhehlen, dass mir ein wenig die Knie zu schlottern begannen, als ich nach dem letzten Mösberg-Gespräch einige Stunden durch das reiche Luzern schlenderte und seine – freilich vermutlich nur mehr als Fassaden zur Schau gestellten – Handelshäuser bestaunte; dann mit dem Hochgeschwindigkeitszug Richtung Österreich brauste, während mir die Handys um die Ohren klingelten wie verrückt und alle smarten Yuppies (Männchen wie Weibchen) rundherum wild entschlossen ihre Laptops behämmerten, um auf ihrer Karriereleiter möglichst schnell vorwärts zu kommen. Noch jetzt sinkt mir das Herz in die Hose, wenn ich mir vorstelle, sie von der Vorbildwirkung der bäuerlichen Landwirtschaft überzeugen zu müssen.

Also wohlan! Nur Mut!

Überschaubarkeit ist eine der wichtigsten Qualitäten des bäuerlichen Wirtschaftens. Wird sie, wo auch immer, nicht beachtet oder sogar systematisch beseitigt (wie im «Globalisierungsprozess»), so zieht das schwerwiegende Folgen für alle nach sich; am meisten natürlich für die unmittelbar betroffenen «Mittäter» selbst. Solche schädlichen Auswirkungen erstrecken sich aber auf die Gesellschaft insgesamt, deren Mitglieder

nicht mehr verstehen, was mit ihnen geschieht.

In der gegenwärtigen Industriegesellschaft ist alles derart kompliziert und unübersichtlich geworden, dass wir kaum mehr begreifen können, wo man selbst Hand anlegen soll. Aller Handhabe beraubt, werden wir sozusagen lahmgelegt und als «Konsumenten» abgespeist. In weiterer Folge werden alle Wirtschaftstreibenden mit Zuckerbrot und Peitsche in Konkurrenz zueinander versetzt und dieser «Wettbewerb», worin man alle gegen alle hetzt, ständig gesteigert, um den Druck auf alle aufrecht zu erhalten und die Überzeugung in den «MittäterInnen» zu implantieren, dass es aus dieser Zwangslage keinen Ausweg gibt (no Alternative!). Diese Verblendung funktioniert aber nur, indem man ihnen zugleich, wie man sagt, «lange Zähne macht». Also ihnen einen Geldsack mit der Fiktion, eines Tages gefüllt zu sein, vors Maul hängt, sodass die dieser Chimäre des «Glücks» Hinterherhechelnden dann – wie alle Süchtigen – leicht am Nasenring herumzuführen sind. Natürlich nennt man das alles heute ein wenig anders und hat ein ganzes Heer an Wissenschaftlern und anderen Ministern zu dem einzigen Zweck beschäftigt, die herrschende Sprachregelung nicht antasten zu lassen!

Überschaubarkeit bedeutet ein Mehrfaches

Der Begriff schliesst einen räumlichen, zeitlichen und geistigen Horizont mit ein. Das Zentrum dieses mehrfachen Horizonts ist im bäuerlichen Wirtschaften der HOF. Das Wort selbst ist gleichsam schon ein Garant für ein begrenztes Mass an Umsicht, Vorsicht, Rücksicht und Sorge um das, was innerhalb dieses überschaubaren Bereichs jeweils ausgeheckt und umhegt wird. Aus diesem Grund habe ich auf dem Mösberg auf unserer Schautafel schnell noch dazugekritzelt: «Der Hof ist kein Betrieb!» Das will Folgendes zu bedenken geben:

Erstens: Die Bauern und Bäuerinnen sollten sich ihre eigene Sprache, die aus jenem gutem Grund besteht, der sie durch Jahrhunderte hindurch getragen hat, nicht stehlen lassen. Sie täten gut daran, sich also auch nicht von jener Art des «Wirtschaftens», das im Interesse der Industrie ihre Beseitigung betreibt, einen Begriff aufschwätzen zu lassen, der nur für dieses Verständnis von «Ökonomie» von Bedeutung ist, für dessen Irrweg wir alle heute (und mindestens noch die nächste Generation) die Zeche zahlen werden. Nämlich in der «Wirtschaft», die alles (Mensch und Natur) verwirtschaftet, solange die Pro-

duktion – welcher Güter von welcher Qualität auch immer – ausschliesslich um eines Profits willen betrieben wird, der niemals befriedigt, weil er immer noch etwas höher sein könnte, als er in der Tat ist. Dieses endlose Streben hat beim bäuerlichen Wirtschaften eine natürliche Grenze! Denn was für die Bauern «Ertrag» heisst, ist nicht mit dem zu verwechseln, was der Unternehmer unter der Knute des Kapitals als «Gewinn» erstreben muss. Dieser lässt sich in Geld ausdrücken, der Ertrag des bäuerlichen Wirtschaftens geht aber weit darüber hinaus. Bäuerliches Wirtschaften kann nämlich nur florieren, wenn am Anfang des Arbeitsprozesses das Ende vorhersehbar ist und man dieses Ende auch erwarten kann. Daher müssen nicht nur der Ort, sondern auch die Zeit dieses Wirtschaftens **überschaubar** sein. Niemand würde säen ohne die Ernte vor

Was für die Bauern «Ertrag» heisst, ist nicht mit dem zu verwechseln, was der Unternehmer unter der Knute des Kapitals als «Gewinn» erstreben muss.

Augen zu haben und kein Mensch beackert die Erde dort, von wo er die Früchte seiner Arbeit nicht

einholen kann. Daher kreist alles Sinnen und Trachten in der bäuerlichen Landwirtschaft nicht um die Frage: Wie komme ich zu möglichst viel und am besten zu immer mehr Geld, sondern wie komme ich so «über die Runden», dass ich meinen HOF dauernd erhalten und die Anwesenheit aller Dazugehörigen hierorts langfristig absichern kann.

Zweitens: Im Unterschied dazu gehts im Betrieb ums Betreiben und ständige Antreiben einer Maschinerie, die insofern von vornherein unmenschlich ist, als sie alles und jedes (ob Rohstoffe, Geräte oder Arbeitskräfte) ausschliesslich unter dem Aspekt der Funktion betrachtet, die es als «Mittel zum Zweck» hat. Im bäuerlichen Wirtschaften ist der Wirtschaftende aber weder eine bloss «Arbeitskraft», noch die Erde, die er bewirbt, ein reines «Material» für die Produktion, weil das Ziel der Bewirtung – Fruchtbarkeit – glücken muss und nicht ohne das Zutun der Natur geschehen kann; also auch nicht die Wirkung der eingesetzten Kraft bzw. das vom Einsatz erzwungene Ergebnis ist. Weil sie das begriffen hat, ist die Bio-Bewegung seinerzeit zum Pionier eines «anderen Wirtschaftens» geworden! Heute aber ist es notwendig, nicht nur daran zu erinnern und damit zu ehren, wem Ehre gebührt, sondern darüber hinaus sich immer wieder möglichst klar vor Augen zu führen, warum und worin sich das bäuerliche Wirtschaften mit der Natur von einer «Ökonomie» unterscheidet, die auf Raubbau basiert und nur auf dieser mehr als zweifelhaften Basis die Industriegesellschaft hervorbringen konnte.

Mit anderen Worten: Man soll sich nicht auf der Vergangenheit und ihren Lorbeeren ausruhen, sondern aus ihr die Kraft für die Zukunft schöpfen. Um den tiefen Brunnen der Tradition nicht versiegen zu lassen, darf man meines Erachtens den Begriff von

Haus und Hof nicht durch den des Betriebs an irgend einem Standort ersetzen.

Ich möchte an dieser Stelle an den Hinweis erinnern, den mir Wendy Peter in einer Mitteilung am 11. Februar zukommen liess, worin sie das Buch von Trauger Groh (einem der «Väter der Community Supported Agriculture») mit dem Titel «Farms of Tomorrow» erwähnte. Sie übersetzte ihn zu meiner Freude mit: «Hof der Zukunft» und stellte dazu fest, dass ein solches bäuerliches Anwesen – bei uns hierzulande auch kurzerhand «Wirtschaft» genannt – künftig «die Basis für drei verschiedene Ziele» sein könnte: Er könnte dienen als «geistig-erzieherisches Zentrum», als «soziales Zentrum» und natürlich wie bisher als Zentrum eines überschaubaren Wirtschaftens. Das wäre eine Perspektive: Und ganz im Sinne der bisherigen Tradition des Möschbergs!

Es gibt, glaube ich, da und dort durchaus bereits sehr gut praktizierte Ansätze in diese Richtung, die nicht nur das Selbstbewusstsein der sie wagenden Bauern und Bäuerinnen stärken und ihnen wieder Mut geben könnte, sondern, abgesehen von dieser Bereicherung, sich auch sehr gut auf ihre Ertragslage auswirken würde. Alles, was es da an Modellen und Experimenten gibt, müsste man meines Erachtens versuchen, hinsichtlich des gemachten Erfahrungsschatzes auszuloten und neue Versuche in die selbe Richtung zu unternehmen. Dazu Mut zu machen und konkrete Anstösse zu geben, könnte eine lohnende Aufgabe für die Möschberger werden. So würde vielleicht in Gang gesetzt, was für die Gesellschaft insgesamt anzustreben wäre: Dass nämlich Soziales, Kultur, Bildung und Wirtschaft nicht voneinander zu trennen und vor allem in keine Hierarchie zu bringen sind, worin die sogenannten ökonomischen Sach-

zwänge alles andere von sich abhängig machen. Man könnte auf solchen Höfen, die sich in diesem Sinn als neue Zentren verstehen und damit ihren Nimbus als periphere Erscheinungen abstreifen, wieder lernen (freilich kein leichter und schneller

Soziales, Kultur, Bildung und Wirtschaft sind nicht voneinander zu trennen und vor allem in keine Hierarchie zu bringen

Prozess), die unser Leben entscheidenden Bereiche zur gegenseitigen Bereicherung wieder in ein ausgewogenes Verhältnis zueinander zu bringen, anstatt sie gegenseitig auszuspielen und «der Wirtschaft» (heutigen Stils) unterzuordnen. Solche Höfe könnten künftig auch sehr gute Brückenköpfe in einer neuen Beziehung zwischen Stadt und Land werden, von welcher Achse ich überhaupt glaube, dass sie dringend ausgebaut werden müsste. Denn das Hin- und Herpendeln zwischen beiden schafft keine wirklich tragfähige Beziehung, sondern nivelliert beides und schleift Stadt und Land bis zur Unkenntlichkeit ab.

Hof und Betrieb sind nicht dasselbe

Der Begriff HOF scheint mir auch deshalb wertvoll, weil er den Bauern und Bäuerinnen nicht so leicht aus der Hand genommen werden kann wie das z.B. bei «Bio» der Fall ist. Dieses Logo ist ja inzwischen höchst erfolgreich bzw. schick geworden und dient für alles Mögliche umso besser, je mehr sein innerer Sinn ausgehöhlt und durch Verordnungen ersetzt wird. Daher gibt es heute nicht nur «Biodiesel», sondern sogar auch «bioethische» Debatten. Man staune und schaudere! Der Begriff des Hofes ist aber

nicht so leicht zu vermarkten. Daher stellt er eine starke Gegenwehr zum herrschenden Verständnis der Wirtschaft als einer **Betriebswirtschaft** dar, zu deren Wesen es gehört, dass sie eine pure Illusion zur Voraussetzung ihres Erfolgs macht – und auch unbedingt machen muss. Nämlich die Illusion, sich im Prinzip uneingeschränkt, unbegrenzt, also eben nicht im überschaubaren Mass, sondern masslos all dessen bloss bedienen zu können, was die Natur uns an Schätzen bietet und dazu für immer alle verfügbaren Kräfte (Erdöl- oder Atom- oder Sonnen-Energie) einsetzen zu müssen. In einer solcher Vorstellung hat kein «Haus- und Hofhalten» (Ökonomie im alten Sinn des Wortes) Platz. Deshalb kann sie auch auf Dauer nicht aufrechterhalten werden und muss – um diese Unmöglichkeit zu kaschieren – «ewiges Wachstum» propagieren. Ein Verständnis von Wirtschaften, das auf ein «immer mehr, immer weiter, immer höher» zählen können muss, um profitabel zu sein, ist jedoch von vornherein auf Sand gebaut. Ich glaube und hoffe und möchte, dass dies in Zukunft immer mehr Leuten immer deutlicher werden wird. Denn eine Illusion ist zwar eine gewisse Zeit lang, aber nicht endlos, aufrecht zu erhalten und also ihr Zusammenbruch vorprogrammiert. Deshalb gilt es Vorsorge zu treffen und sich geistig neu zu orientieren. Auf der Suche danach kann uns das bäuerliche Wirtschaften vieles lehren. Man lernt aber nicht dadurch, indem man alles beim Alten lässt und nur nachmacht, was einem immer schon vorgemacht worden ist, sondern indem man das Wesentliche daran begreift und für sich neu adaptiert. Der Begriff ÜBERSCHAUBARKEIT bietet dafür eine gute Stütze!

*Bernhard Heindl,
Beirat Bioforum*

Wirtschaften mit Verstand und Bodenhaftung

Die Bio Test Agro AG (BTA) ist seit zehn Jahren erfolgreich als Kontrollfirma tätig. Was ist ihr Erfolgsrezept? Wäre das BTA-Modell oder die BTA-Geschäftspolitik ein taugliches Rezept für bessere wirtschaftliche Stabilität? Gründer und Geschäftsführer Niklaus Wynistorf stellt die Firma vor und erläutert die Firmenphilosophie, die in verschiedener Hinsicht Modellcharakter hat.

Welches sind die wichtigsten Punkte in der Firmenphilosophie der BTA?

Wir haben im Verwaltungsrat oft lange und sehr breit über die Ausrichtung der BTA diskutiert. Aus diesen Diskussionen hat sich unser Geschäftsmodell entwickelt. Im Jahr 2006 hat es auch den Krisentest bestanden.

1. Wir wollen unseren Kunden gute Dienstleistungen anbieten.
2. Unsere Mitarbeiter sind unser wichtigstes Kapital.
3. Investitionen tätigen wir nachhaltig und mit Mass.
4. Neue Dienstleistungen richten wir auf Kundenbedürfnisse aus.
5. Wirtschaften mit Bodenhaftung.

Ähnliche Punkte stehen in den Leitbildern vieler Firmen. Oft sind es aber nur Wünsche, die kaum Anwendung in der realen Tätigkeit der Firma finden.

1. Wir wollen unseren Kunden gute Dienstleistungen anbieten.

Wir überlegen dabei, welche Bedürfnisse die Kunden haben. Als Praktiker haben wir den Vorteil, dass wir die Schwierigkeiten mit den Bioanforderungen aus eigener Erfahrung kennen. Behörden und Labelgeber setzen die Rahmenbedingungen, die wir möglichst praxissgerecht umsetzen.

Seit 2008 besteht Wettbewerb in Kontrolle und Zertifizierung, dieser Wettbewerb sorgt dafür,



Die BTA-Mitarbeiter, auch nach zehn Jahren noch: gleicher Lohn für alle.

dass stetig an der Qualität gearbeitet wird.

2. Unsere Mitarbeiter sind unser wichtigstes Kapital

Die Wertschätzung gegenüber den Mitarbeitern taugt nichts, wenn sie nur im Firmenporträt steht. Die Umsetzung in der Praxis ist möglich, wenn uns Menschen wichtiger sind als «Moneuten». Unser Erwachsenenbildner, den wir bei unseren Schulungen einsetzen, hat den einfachen Merksatz geprägt: Man muss Menschen mögen! (MMMM)

Zwei aktuelle Negativbeispiele:

– Um zu sparen, entlässt eine bekannte Bank 8000 Mitarbeiter, schüttet aber gleichzeitig zwei Milliarden Boni aus. Wenn wir pro Mitarbeiter mit Fr. 100 000.– Kosten rechnen und die Einsparungen den Boni gegenüberstellen, hätte

die Bank 12 000 Mitarbeiter neu für ein Jahr anstellen können. Mit ihrem Lohn würde die Wirtschaft nachhaltiger gestützt, als durch die Ausschüttung der Boni.

– Eine Firma im Landwirtschaftsbereich betont ihre Wertschätzung gegenüber den Mitarbeitern. Ein Teilzeitmitarbeiter muss am Kurstag früher gehen, weil er keinen Melker gefunden hat, der seine Tiere versorgt. Er fragt den Leiter, ob dies möglich sei. Dieser lehnt harsch ab. «Du hast gewusst, dass du an diesem Tag erst um 16.30 Uhr gehen kannst. Du musst dich halt besser organisieren.» Der Mitarbeiter hat am nächsten Tag gekündigt.

In beiden Fällen hat die Firmenführung das Leitbild missachtet. Auch Grossverteiler und die Post schreiben Millionengewinne und drücken die wichtigste Ressource, ihr Personal, in den untersten

Lohnklassen massiv. Wir schätzen die Arbeit und die Fähigkeit, die unsere Mitarbeiter in die Firma einbringen. Alle Angestellten, vom Kontrolleur bis zum Verwaltungsrat, erhalten den gleichen Stundenlohn. Das hat in den letzten zehn Jahren sehr gut funktioniert. Es erspart uns viel Aufwand für die Ausarbeitung einer gerechten Lohnabstufung. Das System wird wohl nicht immer so bleiben, wichtig ist jedoch, dass für die «Arbeiter» auch der Lohn des Chefs noch vorstellbar ist. Nur so können sie sich mit der Firma identifizieren.

3. Investitionen tätigen wir nachhaltig und mit Mass

Investitionen haben oft auch Prestigecharakter. In der Landwirtschaft ist die Grösse des Traktors nicht unbedeutend für das Ansehen des Besitzers.

Persönliche Anmerkung:

Ich bin überzeugt, dass die nächsten Krisen bereits auf uns warten. Nahrungsmittel, Wasser und Energie werden nicht mehr beliebig verfügbar sein. Die Ausschläge vom Zuwenig zum Zuviel werden heftiger werden. Grosse Landwirtschaftsbetriebe mit hoher Fremdfinanzierung müssen sich sofort anpassen und werden somit zum Spielball des internationalen Handels. Die wenigen grossen, weltweit tätigen Händler werden sich dabei einen fetten Bonus sichern.

Die bäuerliche Landwirtschaft könnte zum stabilisierenden Faktor werden, zum Inbegriff für Nachhaltigkeit. Ein grosser Vorteil für die sichere Landesversorgung. Irgendwo habe ich gelesen, dass die «Finanzindustrie» mit ihren «kreativen» Instrumenten rund 30 Rappen von jedem Konsumentenfranken für sich beansprucht (obschon sie nichts produziert). Für die bäuerlichen Rohprodukte verbleiben noch zwei bis drei Rappen vom Konsumentenfranken. Diese will man mit dem Agrar-Freihandel nochmals um einen Rappen verbilligen. Ökologisch, ökonomisch, versicherungstechnisch und überhaupt ... zwei Rappen bei der Finanzindustrie zu sparen, wäre allemal vernünftiger und nachhaltiger.

Wenn eine kleinstrukturierte, bäuerliche Landwirtschaft der beste Garant für Stabilität und Nachhaltigkeit ist und sein wird, so gilt das auch für eine bäuerliche Kontroll- und Zertifizierungsfirma, wie die BTA eine ist.

Niklaus Wynistorf

Im Dienstleistungsgewerbe, mit wenigen Investitionsgütern, können EDV-Programme solche Prestigeobjekte werden und sich zu Geld verschlingenden Monstern entwickeln. Wir suchen auch in diesem Bereich konsequent angemessene Lösungen für unseren Kleinbetrieb. Das erweckt manchmal auch etwas den Eindruck von Rückständigkeit, aber es hat uns vor teuren Abenteuern bewahrt.

4. Neue Dienstleistung ausgerichtet auf Kundenbedürfnisse

Wir hatten in den letzten Jahren Anfragen, ob wir nicht auch Kontrollen im Ausland anbieten würden. Ein grosser Markt mit interessanten Möglichkeiten. Wir prüften und stellten fest: Es hat bereits sehr viele Anbieter von Dienstleistungen in diesem Bereich. Wir stellen uns die Biokontrolle in fernen Ländern, ohne

das grundlegende soziale Netz, als sehr schwierig vor.

Kleingewerbliche Verarbeiter und Händler fragten uns, ob wir auch Kontrollen für sie anbieten würden. Wir prüften und stellten fest: Es gibt in der Biokontrolle in diesem Bereich kaum einen aktiven Markt. Für den Absatz regionaler Bioprodukte ist wichtig, dass gewerbliche Verarbeiter Bioprodukte verarbeiten. Wenn wir gewerblichen Verarbeitern eine kostengünstige, effiziente Kontrolle anbieten können, profitieren die Biobauern in der Schweiz. Aus diesen Gründen haben wir uns für die Aufnahme der gewerblichen Kontrolle in den Geltungsbereich der Akkreditierung entschieden.

Es war dabei kaum ein Thema, welcher Bereich finanziell besonders lukrativ sein könnte.

5. Wirtschaften mit Bodenhaftung

Aus unserem landwirtschaftlichen Umfeld kennen wir viele Entwicklungen / Veränderungen aus eigener Anschauung. Das gibt bei Führungsentscheiden die nötige Weitsicht.

Die Jahreszeiten, Wachsen und Gedeihen, aber auch Krankheit und Verlust, Überfluss und Mangel, wir können vieles nicht beeinflussen. Wir können beobachten, Schlüsse ziehen und rechtzeitig handeln, und dennoch haben wir nicht alles im Griff. «Bäume wachsen nicht in den Himmel.» Das haben viele Bauern noch verinnerlicht. Also Bodenhaftung statt Höhenflüge.

Eine Touristin aus der Stadt sieht einem Bergbauern beim Heuen zu. Sie fragt, warum er diese schweiss-treibende Arbeit mache. Der Bauer: «Ich mache Futter für die Tiere im Winter». Die Touristin: «Aber es ist ja noch gar nicht Winter...»

Ein Finanzberater will einem Bauern, der einen grösseren Geldbetrag von der Lebensversicherung erhalten hat, eine Finanzanlage schmackhaft machen. Er zählt die Vorzüge auf und macht auf die überdurchschnittlich Rendite von 6,5 % aufmerksam. Der Bauer fragt, woher denn die 6,5 % kommen würden. Der Berater holt aus und benutzt Begriffe wie High-Performance, Diversifizierung, Return, Hedgefonds... Der Bauer unterbricht: «Das Geld muss irgendwoher kommen. Entweder nehme ich jemanden etwas weg, oder es wird etwas mit warmer Luft aufgeblasen, das dann platzen wird.» Der Bauer hat darauf hin eine Maschine gekauft, mit der er nun Lohnarbeiten ausführen kann. Die Begebenheit hat vor der aktuellen Finanzkrise stattgefunden.

Niklaus Wynistorf

BIO TEST AGRO AG

Neues Angebot für gewerbliche Bioverarbeiter!

Bäckereien, Metzgereien, Käsereien, Früchte-, Kräutertrockner, Lohnverarbeiter...

Wir können neu auch Biokontrollen und Zertifizierungen von kleingewerblichen Verarbeitern anbieten.

Dank unseren effizienten Strukturen zu sehr günstigen Bedingungen! Für gut vorbereitete Betriebe kosten Kontrolle und Zertifizierung weniger als Fr. 500.-

Für Neueinsteiger bieten wir zusätzlich ein kostenloses Informationsgespräch vor Ort an. Damit wissen Sie genau, was für die erfolgreiche Biozertifizierung nötig ist.

Unter www.bio-test-agro.ch/Verarbeitung können Sie Anmeldeunterlagen und die vollständigen Dienstleistungstarife herunterladen.

BIO TEST AGRO AG

Grüttstrasse 10, 3474 Rüedisbach
Tel. 062 968 19 77, Fax. 062 968 19 80

«Wir versauen Ihr Geld ...

... und lassen es im Freien grunzen.» Mit diesem Slogan warb die ABS vor einigen Jahren um Kundschaft. Biologische Landwirtschaft gehört zu den Förderbereichen der Bank, die seit 2003 Eigentümerin des Seminar- und Kulturhotels Möschberg ist. Innenansichten einer Bank, die einst ebenso belächelt und verspottet wurde wie der Bio-Landbau.



Olten, Amthausquai: Der neue Hauptsitz der ABS will dem Gedanken der 2000-Watt-Gesellschaft folgen und soll die Zertifizierung Minergie-P eco erreichen (Bezug November 2009).

In Zeiten der Finanzkrise machen sich wieder mehr Menschen Gedanken darüber, wozu eine Bank eigentlich gut sein soll. Die Grundidee einer Bank ist sehr einfach: Sie nimmt Geld von Menschen entgegen, die dieses Geld gerade nicht benötigen. Sie gibt dieses Geld weiter an andere Menschen, die Geld brauchen. Die Kreditnehmenden bezahlen für diese Dienstleistung einen Zins auf dem ausgeliehenen Kapital. Die Geldgebenden erhalten davon den grösseren Teil als Gutschrift. Den Rest behält die Bank als Gebühr dafür, dass sie Vermittlungsdienste leistet und Risiken übernimmt.

Am Anfang war die Wut

Die ABS ist aus Kreisen von Umwelt- und Menschenrechtsorganisationen entstanden. Antriebsfeder für das grosse Abenteuer, eine alternative Bank aufzubauen, war die Empörung über immer neue Skandale des Finanzplatzes Schweiz. Wo immer in der Welt ein blutiger Diktator sein Unwesen trieb, war von Bankkonten in der Schweiz die Rede. 1990 schliesslich konnte die ABS als Aktiengesellschaft mit acht Mitarbeitenden in Olten ihren Betrieb aufnehmen. Und allen Unkenrufen zum Trotz gedieh das junge Pflänzchen. Heute hat die ABS 80 Mitarbeitende, 22 000 Kundinnen und Kunden und eine Bilanzsumme von gut 860 Millionen Franken. Mit einer Vertretung in Lau-

sanne sowie Kontaktstellen in Zürich, Genf und Bellinzona wird sie ihrem gesamtschweizerischen Anspruch gerecht. Die Bank strebt nicht nach Gewinnmaximierung, sondern arbeitet nach dem Kostendeckungsprinzip.

Der Realwirtschaft verpflichtet

Die ABS ist eine klassische Spar- und Kreditbank und will auch nichts anderes sein. Als einzige Bank der Schweiz veröffentlicht sie alle Kredite mit Namen, Kreditsumme und Verwendungszweck. Die ABS-Kundschaft weiss also genau, was ihr Geld bewirkt. Das Kreditsegment teilt sich zu rund je einem Drittel auf in selbstgenutztes Wohneigentum, übrige Immobilien (Gewerbe, Genossenschaften) und Firmenkredite. Wer will, kann Geld in Förder-Kassenobligationen anlegen und durch Verzicht auf einen Maximalzins dazu beitragen, dass günstige Kredite möglich werden. Auch die biologische Landwirtschaft ist ein solcher Förderbereich. Von total 63,7 Millionen Franken, die in Förder-Kassenobligationen angelegt sind, sind 12 Millionen der Bio-Landwirtschaft gewidmet.

Ethik ist immer dabei

Die ABS hat sich für den Kredit- und Anlagebereich soziale und ökologische Richtlinien

gegeben. Im konkreten Fall stellen sich aber doch immer wieder knifflige ethische Fragen. Ein aktuelles Beispiel aus der Ostschweiz: Finanziert die ABS eine grosse Biogasanlage mit, in der Schlachtabfälle und Kadaver vergären? Einerseits stammen diese Rohstoffe teilweise aus Betrieben, die den Werten der ABS nicht entsprechen oder widerspiegeln Konsumgewohnheiten, die nicht nachhaltig sind. Andererseits fallen die Stoffe täglich an und müssen irgendwie entsorgt werden. Die regionale Gewinnung von Biogas entlastet die Umwelt von der Verbrennung fossiler Rohstoffe. Die Stärke der ABS liegt nun nicht darin, dass sie solche Fragen mit traumwandlerischer Sicherheit immer richtig entscheidet. Sondern darin, dass sie mit diesen Themen ringt, Mitarbeitende und Entscheidungsträger/innen anhört und mit einer starken ethischen Komponente entscheidet. Das Resultat im beschriebenen Fall: Die Biogasanlage wird von der ABS mitfinanziert (Biorender AG in Münchwilen TG).

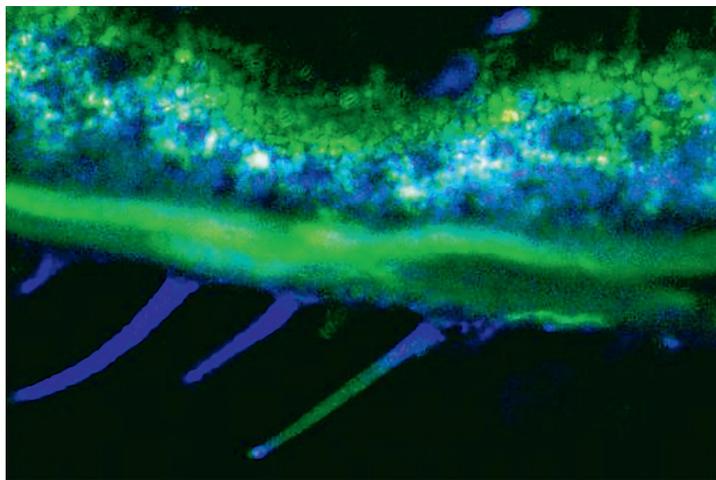
Und der Möschberg?

Die ABS ist eine Bank, keine Immobilienfirma. Dass sie nach der Übernahme des Möschbergs dieses Gebäude trotzdem im Eigentum behalten und verpachtet hat, hängt mit dem besonderen Charakter des Ortes zusammen. Die Werte der ABS stehen in enger Beziehung zum Impuls, der vom Möschberg ausging und der dort immer noch gepflegt wird. Das ist spannend, denn eigentlich tritt mit der ABS ein jüngeres, städtisches, politisch links und internationalistisch ausgerichtetes Projekt in Beziehung zu einer bäuerlichen, auf Regionalität fussenden Bewegung mit sehr langer Tradition. Gemeinsamkeiten gibt es trotzdem viele – nicht zuletzt führt die ABS selber jährlich mit wechselnden Mitarbeitenden Möschberg-Gespräche durch, um abseits vom Firmenalltag Ideen und Lösungen zu entwickeln.

Rico Kessler, Leiter Kommunikation ABS, Postfach, 4601 Olten, www.abs.ch

Gesunder Boden – gesunde Pflanzen – gesunde Tiere und Menschen

Die Fachgruppe Boden, die sich am Mösberg-Gespräch 2006 gebildet hat, ist weiterhin intensiv an der Arbeit und versucht, im Dialog zwischen Forschung und Praxis dem Geheimnis Bodenfruchtbarkeit auf die Spur zu kommen. Der Bericht von Ernst Frischknecht gibt Einblick in die Gruppenarbeit.



Sichtbar gemachte Ausstrahlung durch Biophotonen.

Gesunder Boden – gesunde Pflanzen – gesunde Tiere und Menschen

Das war die bestimmende Grundaussage des biologischen Landbaus in der Pionierzeit und auch in der grossen Boom-Phase der 1990er Jahre. Doch langsam, anfänglich fast unbemerkt, trat dieser Grundsatz in den Hintergrund. Die starke Nachfrage

verlangte eine gesteigerte, spezialisierte und rationelle Produktion auch im Biolandbau. Viele Neueinsteiger versuchten mit viel gutem Willen, die Richtlinien der BIO SUISSE gewissenhaft zu erfüllen, und schauten was verboten ist und was erlaubt. Die Richtlinien haben tief pflügen nie verboten und die Behandlung von Jauche oder das Kompostieren von Stallmist nie zwingend vorgeschrieben.

Biofutter ist Vertrauenssache

Wir suchen:
Bio Legehennen - Aufzuchtbetriebe

BIO
Exklusiv

Alb. Lehmann, Biofutter
5413 Birmenstorf / 9200 Gossau
Tel 056 / 201 40 20 Fax 056 / 201 40 25
E-Mail: info@biomuehle.ch http://www.biomuehle.ch

Biolandbau beinhaltet mehr als die Richtlinien erfüllen

So verschwand allmählich der Grundsatz, den Boden nicht tiefer als 12 cm und auf keinen Fall mit rotierenden Zapfwellengeräten zu bearbeiten. In der Güllebelüftung und im Kompostieren von Mist ortete die offizielle Beratung Stickstoffverluste, was ja selbstverständlich zu vermeiden sei. Auch im Biolandbau hielt der Schleppschauch Einzug, um Ammoniakverluste zu senken. So war es nicht verwunderlich, dass Krankheiten und Schädlinge vermehrt auch im Biolandbau auftraten. Die schnell wachsende Hilfsstoffliste zeigt diese Entwicklung drastisch auf. Deswegen Vorwürfe zu verteilen, wäre der falsche Weg. Es sind Entwicklungen, die in keiner Branche total ausgeschaltet werden können. Aber einfach die Augen in fatalistischer Ergebnisheit zu schliessen, ist ebenso falsch, denn es ist für die Bauern viel lukrativer, Krankheiten und Schädlinge wie auch Unkrautdruck gar nicht entstehen zu lassen, als diese mit sogenannten biologischen Mitteln zu bekämpfen.

FiBL auf wegweisendem Kurs

Das FiBL macht seit drei Jahren intensive Versuche mit minimaler Bodenbearbeitung. Das heisst, genau diesen Grundsatz der höchstens 12 cm tiefen mechanischen Einwirkung auf den

Boden einzuhalten und das Wenden der Bodenschichten durch den Pflug zu vermeiden. Die Erfahrungen sind so positiv wie jene Erfahrungen von Biobauern, die das schon seit 20 Jahren praktizieren. Es pendelt sich eine neue, sog. bodenbürtige Resistenz gegenüber Krankheits-, Schädlings- und Unkrautbefall der Kulturen ein. Der Boden wird tragfähiger, kann mehr Regenwasser aufnehmen und Erosion ist kein Thema mehr. Biolandbau wird dadurch fähig, die Vorteile der mit chemischen Herbiziden gekoppelten Direktsaat zu geniessen, ohne die Nebeneffekte der chemischen Herbizide in Kauf nehmen zu müssen. So kann langfristig Biolandbau wieder die Praktiken der konventionellen oder IP-Landwirtschaft positiv beeinflussen, was sehr viel befreiender ist, als sich nach und nach immer mehr vom konventionellen Gedankengut steuern zu lassen.

Den Igelreflex überwinden

Reformvorschläge lösen vorerst einmal Angst vor Ungewissem aus. Wenn dann noch alte Weisheiten wieder ernster genommen werden sollen, so riecht das verdächtig nach besser wissendem Fundamentalismus. Die erste Reaktion ist wie beim Igel, die Stacheln zu stellen und den «Angriff» zu kontern. In der Gruppe Boden arbeiten Vertreter verschiedener Labels, Bauern und Wissenschaftler gemeinsam am

Ziel, die Geheimnisse fruchtbarer Erde zu ergründen und neben den Symptomen auch die Ursachen von Schwierigkeiten zu erkennen. Im Wissen, dass niemand so schlecht ist, dass andere nicht auch etwas von ihm lernen können, aber auch niemand dafür zu gut ist, um noch von andern etwas lernen zu können, versuchen wir unter Eliminierung des Igelreflexes, der Wahrheit einen Schritt näher zu kommen. Nicht um diese Wahrheit wieder gegen jede Weiterentwicklung zu verteidigen, sondern um die im Boden ablaufenden Prozesse immer besser kennen zu lernen und dieses Verständnis unterstützend in die Kultivierungstechnik einzubauen. Der Fantasie bezüglich Geräte und Arbeitsmethoden sind keine Grenzen gesetzt, solange das Urbedürfnis der Erde respektiert wird. Die Erde will sich immer mit lebender oder abgestorbener organischer Substanz bedecken, um Humus aufzubauen. Verweigert der Mensch ihr dies – sei es durch zu peinliches Jäten, durch Einmischen organischer Substanz in tiefere Schichten – was immer zu Fäulnis führt – oder durch Herbizide (auch sogenannt biologische), so lässt die Erde vorerst diejenigen Unkräuter spriessen, die den Boden gesunden, entgiften können. Bleibt das ohne Erfolg, so senden geschwächte Pflanzen für Schädlinge wahrnehmbare Frequenzen (Botenstoffe) aus, um sie aus der nicht pflanzengerechten Umgebung zu erlösen. Gestatten wir der Erde aber durch eine Mischung von Permakultur, Direktsaat und Respektierung der unterschiedlichen Bodenschichten Humus aufzubauen, so entwickeln die Pflanzen eine wunderbare Aura), welche vor Schädlingen und Krankheiten schützt und ihnen die Aufnahme sämtlicher wichtiger Spurenelemente erlaubt, damit der Titel wieder zutreffen kann.

Ernst Frischknecht

Wer ist verrückt?

Die Kuh ohne Hörner oder der Bauer, der sie ihr nimmt?

Eine freche Frage, fürwahr. Denn eigentlich will der Bauer nichts Böses, wenn er den Kühen die Hörner entfernen lässt. Einige Allgäuer Landwirte spürten jedoch, dass es Verstümmelung ist, was da als harmlos abgetan wird. Analysen des Blutes und der Milch von enthornten Kühen geben ihnen recht. Den folgenden Beitrag von Ursula Seiler entnehmen wir (leicht gekürzt) aus der Zeitschrift «Zeitschrift» und wir danken deren Redaktion für das Abdrucksrecht.

Es war die Sache mit Gerta, die auf Martin Bienenrth einen tiefen Eindruck machte. Obwohl es der 1. August war, hatte es morgens auf der Bündner Alp nass geschneit. «Gegen halb neun Uhr stellten wir die Kühe aus, der Schnee war nass und blieb nicht liegen. Ich putzte noch notdürftig die Ställe und zog mich winterfest an. Dann eilte ich den Kühen hinterher, die schon ausser Sichtweite waren. Einige waren am Hang ob der Ebene zu sehen. Dort war der Schnee liegen geblieben und ich wurde unruhig», erzählt der diplomierte Ingenieur Agronom aus dem Allgäu, der schon viele Sommer mit Kuhherden auf Schweizer Alpen verbracht hatte. «Mit äusserster Spannung und ewiger Geduld, um ja kein Tier zu plötzlichen Bewegungen zu veranlassen, konnte ich drei Kühe durch den Schnee am Hang halbrutschend nach unten begleiten, wo es ungefährlicher war.»

«Unten suchte ich die zwei Kühe, deren Rutschspuren ich gesehen hatte, und fand nur eine verletzte Kuh. Gerta stand benommen da, umringt von zwei Stallgefährtinnen, fressunlustig, mit hängendem Kopf. Viele Falten zwischen Ohren und Augen zeigten mir ihre Schmerzen. Das rechte Horn war zusammen mit dem Knochen abgebrochen, hing jedoch am Kopf, und es blutete stark.»

Am nächsten Tag kam Robert, der Bauer, dem Gerta gehörte,

mit einer Tüte voller Gipsbinden auf die Alp. «Dass ein Bauer versuchte, ein Horn seiner Kuh zu retten, war für mich ein erstaunliches Erlebnis, hatte ich doch eine zunehmende Tendenz bei vielen Kollegen erfahren, die ihre Kälber enthornten.» Martin Bienenrth hatte starke Zweifel, dass Roberts Vorhaben gelingen könnte. Durch die ständige Erschütterung beim Laufen würde der Knochen nicht anwachsen können, dachte er. Beim Weiden im Gebüsch würde die Kuh immer wieder mit ihren Hörnern ir-



gendwo hängen bleiben, oder das Anwachsen würde durch Gerangel mit anderen Kühen vor, im und nach dem Stall behindert. Ausserdem würde es Gerta beim Heilungsprozess sicherlich jucken, sodass sie sich mit den Hörnern an Grasböschungen oder Bäumen kratzen würde. Doch Martin Bienenrth sollte ei-

nes Besseren belehrt werden: «Den ganzen restlichen Sommer beobachtete ich Gerta und ihr eingegipstes Horn. Gerta vermied das Gebüsch, ging Rangeleien aus dem Weg und hielt beim Einstellen ihren Kopf schief mit dem kranken Horn nach oben. Über einen Monat lang konnte ich beobachten, dass sich das Horn noch bewegte, also immer noch nicht festgewachsen war. Nach dem Alpabtrieb erzählte mit Robert, dass Gerta wieder zwei feste Hörner hätte, nachdem er ihr die Gipsbinden abgenommen hatte.»

Der Laufstall ist schuld

Einer Kuh ist es also offensichtlich nicht egal, ob sie Hörner hat oder nicht. Ihr Horn ist kein «gefühl- und lebloser Teil» ihres Körpers, den man genauso schmerzlos abschneiden könnte wie der Mensch sein Haar. Das zeigt auch der Fakt, dass die Hörner spürbar warm und wärmer werden, wenn eine Kuh kräftig und behaglich wiederkäut.

Achtzig Prozent aller Kühe gehen heute jedoch hornlos durch ihr meist kurzes Leben, das nur noch fünf bis sechs Jahre dauert statt wie früher über zehn. Sind die Bauern, die ihre Kühe enthornten, also sadistische Tierquäler?

Ganz und gar nicht. Fatalerweise hat die Enthornung der Kühe nämlich ursprünglich tierfreund-



liche Gründe. Statt die Kühe dicht an dicht angebunden im Stall zu halten, wollte man ihnen mehr Freiraum verschaffen – so, wie ihn der Mensch eben schätzt. Obs der Kuh auch wirklich lieber ist, sich ihren hierarchischen Platz jeden Abend neu erkämpfen zu müssen, daran dachte der Mensch nicht. Die Kuh ist ein Herdentier. Für sie herrscht Hierarchie. Eine Rangordnung, die eingehalten werden muss.

Mag sein, dass einige Bauern plötzlich ihre Tierliebe entdeckten, weil sich zeigte, dass ein Laufstall im Kosten-Nutzen-Verhältnis billiger ausfällt als ein konventioneller. Man konnte mehr Kuh pro Quadratmeter unterbringen, und auch die Einrichtung war preiswerter. Das Einzige, was die Harmonie jetzt noch störte, waren die Hörner. Zu viele Kühe auf zu wenig Raum, der keinerlei Strukturen

aufweist, um die Hierarchie oder den angestammten Platz zu gewährleisten, führen zu Rangeleien und Kämpfen. Also müssen die Hörner ab. Nicht dass die hornlosen Kühe ihre hierarchische Stellung nicht verteidigen würden. Die Verletzungen sind jetzt einfach innerlich, wenn Schädel auf Schädel kracht, und das Blut, das dabei fließen mag, sieht man nicht mehr.

Im Allgäu manifestierte sich vor einigen Jahren erstmals der Widerstand – oder sollte man sagen: geschärftes Bewusstsein? Da gab es Bauern, die sich mehr Gedanken als üblich über ihre Kühe machten, wie beispielsweise Michael Köhnken: «Die Kühe dienen uns, indem sie uns Milch, Fleisch und ihren Dünger schenken. Indem wir diesen Dienst annehmen, sind wir aufgefordert, einen Ausgleich zu schaffen. Dies können wir

nur durch einen liebevollen Umgang – indem wir dafür Sorge tragen, dass die Kuh alles hat, was sie braucht. Handeln wir in diesem Sinne, wenn wir ihnen die Hörner nehmen?» Anders gesagt: Ist ein Stall, der die Verstümmelung seiner Bewohner erfordert, wirklich tierfreundlich? Doch bislang hatte man sich einfach keine Gedanken darüber gemacht, ob denn diese Hornzapfen, die da auf dem Kopf der Kuh wuchsen, irgendeinen Sinn und Zweck haben könnten. Nur gottesfürchtige Bauern wie Jakl Köhler dachten anders: «Wir gehen davon aus, dass sich unser Herrgott bei der Schöpfung der Tiere schon Gedanken gemacht hat. Das sollte sich jeder überlegen, bevor er unserem Schöpfer ins Handwerk pfuscht.»

Die Allgäuer Bauern belassen es aber nicht bei philosophischen Betrachtungen, sondern begannen, die Kuh, ihre Milch, ihr Blut und ihren Urin zu studieren. Waren die Hörner nur Schmuck, oder dienten sie einem tieferen Zweck? Und wenn ja – wie würde sich ihr Fehlen auf die Produkte der Kuh und ihr eigenes Sein auswirken?

Wozu sollen Hörner gut sein?

«Die Natur macht nichts vergeblich», sprach der griechische Philosoph Aristoteles vor gut 2300 Jahren. Also muss wohl auch das Horn zu irgendetwas nütze sein. Da ist es wohl kein Zufall, dass die Hörner des Kalbs just in dem Augenblick zu spriessen beginnen, da es im Alter von zwei bis drei Wochen erstmals feine Gräser und Kräuter knabbert. Vielleicht lohnt sich hier einmal ein kurzer Blick auf die Evolution der Tiere, wie ihn der Allgäuer Bauer Helmut Hoffmann im Büchlein «Die Kuh und ihre Hörner» gewagt hat. Er macht sich darin Gedanken über den Zusammenhang vom Wiederkäuen und Hörnern, bzw. Geweihen: «Erst die Giraffen bilden einen ausgesprochenen Wiederkäuermagen aus. Sie versuchen auch als erstes, Stirnbeinaufsätze zu bilden. (...) Was bei der Giraffe gleichsam in einem Versuch stehen blieb, ist bei den Hirschen vollendet: das Geweih. Die Hirsche haben einen vollkommenen Wiederkäuermagen. Aber als Verdauungstier machen sie auch einen Schritt zurück. Sie sind Nervensinnestiere. Sie sind ganz wach nach aussen, ihnen fehlt die Schwere des Rindes. Das Geweih wird abgeworfen und jedes Jahr neu gebildet. (...) Als nächstes betrachten wir die Antilopen. Bei ihnen näherte sich der Schöpfer dem reinen Wiederkäuertypus. (...) Keine

dieser Arten konnte zum Haustier werden. Sie haben zwar alle Stirnbeinaufsätze und Hörner, aber das Stirnbein ist noch nicht zu einer Ausdehnung gekommen wie beim Rind. Auch sind die Hornzapfen trotz zum Teil wundervoller Hörner noch nicht hohl. Ausgenommen bei den Gämsen, den einzigen europäischen Antilopen. Sie bilden den Übergang zu den Ziegen und zu den Schafen. Bei beiden ist der Wiederkäuertypus zu einer grossen Vollendung gekommen. Nur das Stirnbein hat noch nicht die Vollendung wie bei den Rindern, der letzten Stufe der Verdauungstiere. (...)

Nun sind wir aufgestiegen zum idealen Wiederkäuertypus, dem Rind, wie es sich in unseren Hausrind-Rassen verkörpert, die alle vom Auerochsen abstammen: (...) Die Kuh hat bemerkenswert stark ausgebildete Stirnhöhlen, die sich, je älter sie werden, bis in die Spitzen des Hornzapfens fortsetzen. Die Stirnhöhlen einer Kuh mit zwei bis drei Kälbern reichen erst gut bis zur Hälfte des Hornzapfens. Dieser Hornzapfen ist nun mit dem Horn überzogen. Zwischen Hornzapfen und Kopf findet eine starke Durchblutung statt. Ausserdem ist es stark mit Nerven durchsetzt. Schon bei der Bildung des Hornzapfens verdichtet sich die Haut, durch starke Fältelung des Unterhautgewebes bildet sich das Horn. Das wirkt so stark krümmend, dass der Hornzapfen nicht auswachsen kann zum Geweih, wie beim Hirsch.

In diesem Horn wirken starke Rückhaltekräfte. Wenn die Kuh nun wiederkäut, wenn sie den Panseninhalt aufstösst, kommen auch Gase mit hoch. Diese vermischen sich mit der Luft, die ausgeatmet wird und dringen in die Stirnhöhlen hinein bis in die Hornzapfen. Dadurch hat die Kuh nach aussen hin ein verhältnismässig dumpfes Bewusstsein. Das Gehirn ist wie umnebelt. Auch Kräfte, die vom Inneren der Kuh ausstrahlen, werden durch die Hörner aufgehalten und ins Innere wie von einem Spiegel zurückgestrahlt. Die Hörner nehmen dadurch wahr, was in der Verdauung geschieht. Die Gase und die Kräfte und alles, was in den Hörnern wahrgenommen wird, wird in den Verdauungstrakt zurückgestrahlt.»

Der Hautarzt Lüder Jachens aus Stiefenhofen sieht in den Hörnern der Kuh eine Art «Saugorgan» für das Licht aus dem Kosmos. «Durch die Hörner erstreckt das Licht seine Wirkungen in den tierischen Organismus bis in den Verdauungstrakt; hier wirkt es, bildlich gesprochen, als Gärtner beim Aufrechterhalten

der weisheitsvollen Ordnung der Mikroorganismen, die nötig sind für die Verdauung von Zellulose.»

Und Helmut Hoffmann merkt an: «Alle Kräfte, die von den Hörnern ins Innere zurückgestrahlt werden, es beginnt schon im Pansen, geben der Kuh die Kraft, aus Kohlehydraten (Zellulose) mit Hilfe von Bakterien Eiweiss zu bilden.»

Je rohfaserreicher das Futter ist, desto grössere Hörner haben die Tiere.

Je stärker also die Stoffwechselfähigkeit ausgebildet sein muss, desto stärker und mächtiger sind die Hörner oder das Geweih. Extrembeispiele sind das Zebu-Rind, das sich in der kargen Steppe des afrikanischen Tschad ernährt, oder der nordische Elch mit seinen gigantischen Geweisschaufeln, der täglich bis zu zwei Zentner schwer verdauliche Blätter, Moose und Gräser aufnimmt. Auch beim Rind finden sich diese Unterschiede: Rassen in den Niederungen an der Nordsee, wo viel leicht verdauliches Grünfutter fast während der ganzen Jahreszeit zur Verfügung steht, haben nur kleine Hörner, während das schottische Hochlandrind, das schwer verdauliches, karges Futter frisst, sehr ausladende Hörner trägt.

«Wenn wir nun der Kuh die Hörner wegnehmen», schreibt Bauer Helmut Hoffmann, «sie samt dem Hornzapfen entfernen, hat sie eine eingeschränkte Wahrnehmung von ihrer Verdauung. Folglich können ihre Produkte, Milch und Mist, die sie eigentlich der Erde und dem Menschen schenken will, keine gute Qualität mehr haben. Die Erde wird unfruchtbar und der Mensch krank.»

Der Hautarzt Lüder Jachens beobachtet nicht nur in seiner Praxis eine stetige Zunahme von Kuhmilchallergien. «Warum kann ein Glas Milch beispielsweise bei manchen Kindern eine bestehende Neurodermitis innerhalb von Stunden bis Tagen drastisch verschlechtern? Neurodermitis, Nahrungsmittelunverträglichkeiten und speziell auch die Unverträglichkeit von Kuhmilch bis hin zur Allergie auf Kuhmilchproteine haben in den Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg in allen hochindustrialisierten Ländern ausserordentlich zugenommen.» Der Arzt ist überzeugt, dass neben einem allgemein geschwächten Immunsystem und einer Schwächung der Verdauungskräfte bei vielen Menschen auch die Verschlechterung der Milchqualität dabei eine Rolle spielt. Nicht nur ist die Milch enthornter Kühe mangels Lichtaufnahme und geordneter Verdauung

zu «schwer», zu «mastig» und «nicht genügend durchlichtet», auch anderswie verhindert die moderne Landwirtschaft, dass die Milch für den Menschen noch das ist, was sie im Altertum war, als man das Paradies als «Land, wo Milch und Honig fliessen» definierte – nämlich durch:

- moderne Zuchtbemühungen zur Maximierung der Milchleistung;
- Versorgung mit eiweiss- und energiereichem Kraftfutter;
- häufige Grasschnitte, erster Schnitt vor der Blüten- oder Samenbildung;
- Überdüngung der Wiesen und Weiden;
- Beeinträchtigung einer natürlichen Bakterienbesiedlung der Kuhmilch durch die Kühlung der Milch direkt nach dem Melken.

Ursula Seiler, www.zeitenschrift.com

Milch macht manches wieder gut, wenn...

Sr. Die Betrachtung über die Kuh ohne Hörner mag für einige Leser/innen ungewohnt erscheinen und eine gut gemeinte Massnahme in Frage stellen. Aber schon so manches, was wir in der Schule gelernt haben, ist durch neuere Forschungen abgelöst worden. Der neuste Stand der Wissenschaft ist bisweilen nur «der aktuelle Stand des Irrtums». Am Beispiel Biolandbau lässt sich das leicht aufzeigen.

«Milch macht manches wieder gut» ist ein oft zitierter Slogan. Trifft er auch zu? Die Beobachtungen an Kühen mit und ohne Hörner sind ein Hinweis darauf, dass die Qualität der Milch sehr stark von äusseren Faktoren beeinflusst wird. Viele andere Beobachtungen über die Art der Düngung der Wiesen, der Fütterung der Kühe und der Behandlung der Milch in der Verarbeitung zielen in die gleiche Richtung und lassen die Vermutung zu, dass Milch nicht gleich Milch ist. Die Angst vor krankmachenden Bakterien und der Wunsch, die Milch wochenlang lagern zu können, haben dazu geführt, dass sie standardisiert, homogenisiert, uperisiert, pasteurisiert und ultrahocherhitzt wird. Nicht immer ist das Futter, das die Kuh zur Höchstleistung treibt, das beste, und lange Haltbarkeit ist nicht identisch mit gesundheitlichem Wert.

Mit der folgenden Geschichte von der «Heukuh» und den Zitaten aus diversen Publikationen möchten wir zum Nachdenken und zum Ziehen eigener Schlüsse anregen.

Die Heukuh

«Ich hatte auf dem Hofe Welmschloss eine Besprechung. Dabei fiel mir auf, dass im Nebenzimmer ein kleines Kind fast ohne Unterbrechung weinte. Das Geschrei ging mir allmählich auf die Nerven, denn meine Kinder hatte ich fast nie weinen gehört. Auf meine Frage meinte der Oberverwalter, das ginge nun schon neun Tage so, seine Frau sei schon ganz verzweifelt. Ich frage, ob ich das Kind einmal sehen dürfe. In der Wiege lag ein armes, schwerkrankes Würmchen. Ich dachte, da komme ich ja gerade noch zur rechten Zeit.

«Geben Sie dem Kind Milch aus Ihrem Stall?»

«Ja, aber die Milch ist so fett und gut, dass wir sie verdünnen müssen!»

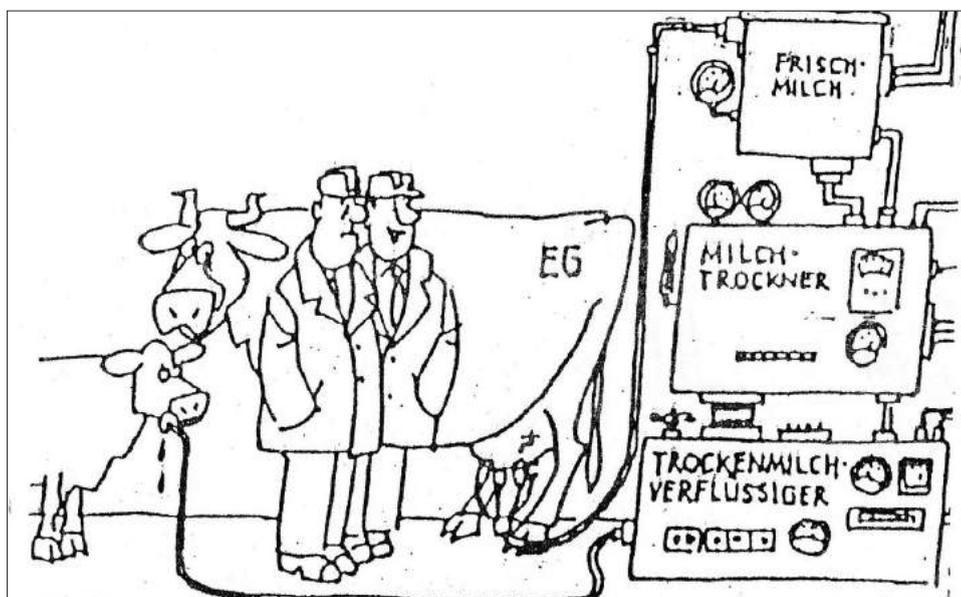
«Wenn Sie das Kind noch retten wollen, so geh'n Sie mit mir sofort in den Stall, wo ich eine gesunde Kuh aussuche; diese Kuh muss dann sogleich in den Pferdestall und darf nur mit Heu gefüttert werden, und das Kind bekommt nur diese Milch, natürlich roh.»

Mein Rat wurde sofort, wenn auch unter Zweifeln, befolgt. Ich hörte dann drei Wochen nichts mehr. Als ich wieder auf den Hof kam, begrüßte mich die Mutter freudestrahlend und rief: «Ach, Herr Rittmeister, schauen Sie sich doch das Wunder an!»

In der Wiege lag ein gesundes, dickes, festschlafendes Kind. Die Frau fragte mich dann, wie ich so schnell die Ursache der Krankheit erkannt habe.

«Sehr einfach, ich habe Ihre Schnittgruben (Silos) gesehen, mit den vielen Blättern, und ich weiss doch, dass Ihr laut Befehl aus Dresden bis 600 oder 700 kg Kunstdünger pro ha zu Zuckerrübe geben müsst. Wie ich damals den Stall betrat, habe ich das schon an den nicht gereinigten Kühen und dem Durchfall der Kälber gerochen, und Ihr Kind hat, wie all die vielen kleinen Kinder, diese Milch nicht vertragen.»

Aus Karl Stellwag, *Kraut und Rüben*, Hanns Georg Müller Verlag, Krailling bei München



- «Wird Rohmilch offen abgegeben, so hat die Abgabestelle die Konsumentinnen und Konsumenten in geeigneter Form zu informieren, dass die Rohmilch nicht genussfertig *) ist und vor dem Konsum auf mindestens 70° C erhitzt werden muss. Zudem ist die Abgabestelle verpflichtet, über die Haltbarkeit und die Aufbewahrungsbedingungen von Rohmilch zu informieren.»

Art. 32, Absatz 2 der Verordnung des EDI über Lebensmittel tierischer Herkunft

*) Da ist dem Schöpfer offenbar ein Fehler unterlaufen! Die Abbildung zeigt eine Möglichkeit, wie dieser Fehler «korrigiert» werden kann. Red.

- «Wenn ich mir eine grobe Schätzung erlauben würde ... so würde ich annehmen, dass vielleicht auf eine Milliarde von Bakterien nur ein einziges krankheitserregendes entfällt.»

Dr. Hans Peter Rusch in «Naturwissenschaft von morgen»

- «Es ist längst bekannt, dass rohe, frische Milch eine bakteriologische Flora aufweist, welche gefährliche Fremdkeime nur schwer gedeihen lässt und in ihrem Wachstum konkurrenziert und hemmt (Säurewecker). Im Gegensatz dazu ist pasteurisierte Milch bakteriologisch höchst labil. Die Schutzflora ist weitgehend zerstört, Infizierungen mit Fremdkeimen führen sofort zu starkem Wachstum der fremden Bakterien.»

Dr. Martin Schüpbach, ehem. Kantonschemiker Basel-Stadt

- «Mycobacterium avium subsp. Paratuberculosis (MAP), der Erreger der Paratuberkulose bei Rindern und anderen Tieren, steht seit einiger Zeit unter dem Verdacht, an einer entzündlichen Darmkrankheit des Menschen (Morbus Crohn) mitbeteiligt zu sein. Da das Bakterium sowohl die Milch-Pasteurisation als auch die Käsereifung teilweise überleben kann, ist es wichtig zu wissen, wie gross das Vorkommen von vermehrungsfähigen MAP in Schweizer Rohmilch ist. In der vorliegenden Studie wurden 232 Sammelmilchproben aus verschiedenen Landesteilen auf die Anwesenheit von lebenden MAP mittels Kultivierung untersucht. In keiner Probe waren kultivierbares MAP nachweisbar, daher ist davon auszugehen, dass Schweizer Rohmilch nicht weitverbreitet mit MAP kontaminiert ist.»

Zusammenfassung einer Studie von Jörg Hummerjohann et al. an der Forschungsanstalt Liebefeld

- «Ein Versuchshof der Fakultät Weihenstephan bei München hatte Braunvieh und erzeugte Kindermilch, die roh abgegeben wurde. Ich lernte von meinem Meister, dass die Düngung mit mineralischem Stickstoff einen sofortigen Einfluss auf die Milchqualität hat. Er zeigte mir, dass wenn er mit seinen Kühen auf eine stickstoffgedüngte Weide gehen musste, drei Tage später die Milch schlecht durch den Watteseiher floss. Wenn man den Watteseiher dann in die Hand nahm, war er schleimig. Als Tierarzt weiss ich heute, dass es Leukozyten sind, die sich im Watteseiher sammeln als Anzeichen eines beginnenden Euterkatarrhs.»

Prof. Dr. F. Bakels in einem Vortrag in Olten

Milchkämpfe

Fünf wahre Geschichten vom Widerstand gegen die Ausbeutung, aus der Schweiz und ihren Nachbarländern

Am kommenden Biogipfel vom 20. Juni in Zofingen wird der aus den Fugen geratene Milchmarkt im Zentrum der Debatte stehen. Die folgenden Geschichten, die Nikola Patzel zusammengetragen hat, zeigen, dass die Debatte um die Milch nicht nur in der Schweiz geführt wird. Und sie zeigen, dass die Bauern und ihre Organisationen gut beraten sind, wenn sie von Solidarität unter den Bauern nicht nur reden, sondern sie auch praktizieren.

1. Milchstreik und Bayerische Bauernmilch

Wer einen Milchliefervertrag unterschreibt, verpflichtet sich, dem Abnehmer seine Milch zu liefern – meist ohne im Gegenzug ein Recht auf einen bestimmten Kaufpreis zu erhalten. Wer dann nicht liefert, weil er vom Erlös nicht leben kann, gilt als unberechtigt «Streikender». So begann in Bayern, beim Magnaten «Müllermilch», folgende Geschichte: «2500 schwarzgekleidete Landwirte trugen damals (2008) vor der Molkerei Müller in Aretsried symbolisch die Fairness zu Grabe. Daraufhin kündigte Müller 258 Landwirten zweier Milcherzeugergemeinschaften die Geschäfte.» Müller hatte zuvor einen kleinen Preiszuschlag unter der Bedingung angeboten, dass diese Höfe ihre genossenschaftliche Organisation verlassen und stattdessen Einzelverträge abschliessen. Die meisten Genossenschaftsbauern gingen dann zu einem Konkurrenzunternehmen und gründeten mit diesem zusammen die neue Marke «Bayerische Bauernmilch». Der neue Abnehmer verkaufte die Milch mit einem «Bauern-Bonus» von rund 28 Cent gegenüber «Normalpreis», z. B. bei Lidl, als Fair-Trade-Marke. Die teurere Milch verkaufte sich gut. Bis hierher eine schöne Geschichte. – Nur kam das Auf-

preis-Geld nicht bei den Familien auf den Höfen an! Im März 2009 bekamen die «Bauernmilch»-Bauern 25 Cent pro Liter, 2 Cent weniger als bei Müller. «Für die Bayerische Bauernmilch werden bayerische Bauern gemolken», sagte eine Bäuerin, die damals den Abnehmer wechselte, dazu. Sie kam vom Regen in die Traufe.¹

2. Molkerei in Biobauernhand (Usseln in Hessen)

Eine Genossenschaftsmolkerei im deutschen Bundesland Hessen war über ihre Kapazitäten hinausgewachsen. Sie kooperierte dann mit einem Molkereiunternehmen, «fusionierte» mit ihm und wurde ein Jahr später vom neuen Chef dicht gemacht. Doch dann ging es los: Ein Verbund von Biohöfen «gründete gemeinsam mit Umweltschützern, Privat- und Geschäftsleuten die Upländer Bauernmolkerei GmbH. Mit Unterstützung der Gemeinde Willingen und des Landes Hessen wurde die Molkerei erworben und nach Renovierung und Instandsetzung im September 1996 wieder in Betrieb genommen.»

Die jährlich verarbeitete Milchmenge wuchs von 1 auf 32 Millionen Liter Biomilch im Jahr, die von 130 Höfen angeliefert wird. Die Anlagen sind wieder ausge-



Foto: © Yohan Payet, Fotolia.com

lastet. Vermarktet wird fast nur regional. Im März wurden 39 Cent pro Liter Milch bezahlt, über 50% mehr als «normal». Im April folgte die Molkerei der Aufforderung der Milcherzeugergemeinschaft Hessen, dass Höfe, die der jüngsten Milchquotenerhöhung der EU folgen, auf alle Mehrmengen einen um 10 Cent niedrigeren Preis erhalten. Mit dieser Bestrafung von «Mehrlieferanten» soll dem Teufelskreis von Mehrproduktion und Preisverfall widerstanden werden.²

3. «A faire Milch» für Österreich

Etwas ganz Spezielles ist die Erfindung von «A faire Milch» in Österreich. So heisst die Marke in Besitz der bäuerlichen «Inter-

sengemeinschaft Milch», aufgebaut seit 2006, im Grunde ein Marketingmodell. Und das funktioniert so: Jeder Hof in der «Interessengemeinschaft», der bei «A faire Milch» mitmacht, liefert an den gleichen Abnehmer wie bisher und zum «Marktpreis» wie sonst auch. Bis hierher nichts gewonnen. Aber gleichzeitig füllt eine Partnermolkerei der IG-Milch als deren Markenlizenznehmer «A faire Milch»-Packungen ab, egal wie viel und von welchen Lieferanten diese Milch kommt. Diese Packungen mit ESL-Milch (vgl. Kasten auf S. 17) werden nun an Handelsketten verkauft und kosten die Verbraucher rund 25 Cent mehr als gleiche Milch in «unfairen» Packungen. Vom Mehrerlös gehen 10 Cent auf ein Konto für die Lieferanten und 1,5 gehen ans Marketing.

Was kommt davon bei den rund 1000 Vertragshöfen an? 450 Euro waren es diesen April fürs vergangene Milchwirtschaftsjahr – unabhängig von der Liefermenge, um die Kleinen zu begünstigen. Umgerechnet auf den Milchpreis sind das z.B. bei sieben Kühen und 50 000 Litern Jahreslieferung 0,9 Ct./L. Warum so wenig? Weil österreichweit viel mehr «A faire Milch» geliefert wird, als die Vertragsmolkerei an die Händler loswird, deshalb wird der «Fairnesszuschlag» beim Verkaufspreis auf viel mehr Höfe verteilt, als deren Milch «fair» verkauft werden konnte. Gründe sind laut Ewald Grünzweil, Obmann der IG-Milch, dass «A faire Milch» von allen Seiten bekämpft werde: vom Bauernbund, von den Kammern und mehrheitlich von den Molkereien und Handelsketten. Um dem entgegenzuwirken, muss jeder «A faire Milch»-Hof sich nicht nur verpflichten, kein Gentechnikfutter einzusetzen und nicht seine Quote zu überliefern, sondern auch bis zu zehn Stunden im Jahr für die Bekanntmachung der neuen Marke zu arbeiten.³

4. «La guerre du Camembert»

Camembert wird aus Rohmilch hergestellt. Das braucht mehr Arbeit und Logistikaufwand als das Käsen mit Past- oder ESL-Milch. Also wechselten die Magnaten Lactalis und Isigny, die in Frankreich zusammen 80% des Camembert-Angebots stellen, im Jahr 2007 die Milch. Mit noch viel billigerem Weichkäse liessen sich noch weitere regionale Käsereien zur Aufgabe oder Übernahme bewegen, so das Kalkül. Zur Unterstützung dieser Verdrängungsaktion verbreitete Lactalis, zweitgrösster Milchkonzern der Welt, mit allen Mitteln die Behauptung, der Rohmilch-Camembert der kleinen Konkurrenz sei gesundheits-

gefährdend – belegt mit «Untersuchungsergebnissen» aus den eigenen Labors. Nur konnten die von anderen Labors nicht bestätigt werden. Das Machtkalkül ging nicht auf. Die Bretagne wurde rebellisch, und nicht nur «La France profonde» war dabei. Auch die Medien hatten Freude an einer «Asterix-gegen-Rom-Geschichte» voller lokaler Helden. Diese Geschichte endete, wie sie immer endet: «Die spinnen, die Römer», bekamen blutige Nasen und hier einen um 1/3 geringeren Camembert-Umsatz. Und die aufsässigen «Hinterwäldler» feierten ihren Sieg.

5. Der Milchstreik in der Schweiz

Diese Kurzgeschichte beginnt, als der Lieferstreik Anfang Mai 2008 beendet war: Die vier Schweizer Grossmolkereien hatten den Bäuerinnen und Bauern 6 Rappen mehr pro Liter zugesagt. – Inzwischen bekommen wir ein Vielfaches davon weniger. «Nach dem Streik wurden wir Produzenten eiskalt ausgetrickst: Unmittelbar nach dem Streik stellten die Milchkäufer Gesuche für zusätzliche Milchmengen an das Bundesamt für Landwirtschaft ... Das BLW bewilligte grosszügig riesige Zusatzmengen. Mit diesen Zusatzmengen gingen die Milchkäufer nun zu den Produzenten und fragten sie an, ob und wie viel zusätzliche Milch sie dieses Jahr produzieren möchten. Und nebenbei wurde ihnen versprochen, dass die Menge, welche sie dieses Jahr melken, im neuen Jahr, wenn die Kontingentierung abgeschafft ist, das neue Lieferrecht sei.» So sei es, geht die Geschichte auf www.milchstreik.ch weiter, zu einem «Milchsee mit Butter- und Pulverbergen» gekommen, spottbillig, und dies werde sich so lange nicht ändern, bis die Höfe ge-

Foto: Upländer Bauernmolkerei



Herr Hohmilch und seine Schergen

Was Herrschaft über die Milch bedeutet

«Ich bin dabei, noch die Riegel der Kellerfenster vorzuschieben. Doch dann sind sie trotzdem da: Herr Hohmilch mit seinen Schergen. Sie haben den Haupteingang genommen. Als Zeichen streicht er mir mit dem Finger etwas Wasser unter die Augen und sagt: «Ich will deine Tränen haben.» «Nicht nötig», sage ich, um den persönlichen Zusammenbruch zu vermeiden. Ich werde mit Ihnen zusammenarbeiten. Vollständig zusammenarbeiten. Ich werde Ihnen alles zur Verfügung stellen.»

samhaft die Milchmenge kontrollieren könnten.⁴

Jede Geschichte ist anders, aber was man vorsichtig aus diesen Fällen schliessen könnte: Bauerngruppen können alleine mit Protest gegen Milchverarbeiter und -verteiler nichts erreichen. Wenn Mengenbündelung mit einer Fairness-Marke gekoppelt wird, kann es dauerhafte, kleine Erfolge geben. Noch besser ist es, auch die Molkerei selbst in der Hand zu haben, welche die eigene Milch verarbeitet und regional vermarktet. Von einer massiven Unterstützung durch Volk und Medien, wie es in Frankreich im «Camembert-Krieg» passierte, kann man aber in der Schweiz bislang nur träumen.

Quellen: ¹Vor allem SPIEGEL 17/2009, ergänzt durch Augsburgener Allgemeine vom 14.4.2008; ²Upländer Bauernmolkerei und verschiedene Medien; ³Interview mit Ewald Grünzweil, Obmann der IG Milch; ⁴<http://www.milchstreik.ch/4597.html>

Wird dieser Alptraum beim Wirtschaften mit der Milch wirklich werden? Werden wir kollaborieren müssen, um «Herrn Hohmilch» erst später zu überwinden, oder sind bereits andere Wege gangbar? – Doch wachen wir erst mal ganz auf und schauen uns das Umfeld an:

- 1) Die Schweizer Räte haben beschlossen, dass es einen Verdrängungswettbewerb beim Milchverkauf geben darf. Die Aufhebung der Milchkontingentierung seit 1. Mai dieses Jahres bedeutet, dass jeder Tierhalter so viel Milch verkaufen darf, wie seine Kühe hergeben – wo auch immer sie seien – wie viele es auch immer seien – ob sie gemästet und gedopt sind oder nicht.
- 2) Die Schweizer Räte haben beschlossen, dass im Prinzip alles, was irgendwo in der Europäischen Union verkauft werden darf, auch in der Schweiz verkauft werden darf und umgekehrt. Dieses sog-

nannte «Cassis-de-Dijon-Prinzip» (siehe Kasten) bedeutet, dass die beteiligten Länder im Wesentlichen nicht mehr selbst bestimmen dürfen, welche Nahrungsmittelprodukte und -qualitäten bei ihnen zugelassen sind und welche nicht. Alles soll im Prinzip «ungehindert fliessen» dürfen.

3) Die Schweizer Grossverteiler ersetzen mehr und mehr Frischmilch in ihren Läden durch sogenannte ESL-Milch (siehe Kasten), ohne dass diesem schleichenden Etikettenschwindel eine gesetzliche Regelung entgegensteht. Dass die ESL-«Frischmilch» verpackt drei Wochen transport- und lagerfähig ist, bringt dem Handel neben logistischen Vorteilen grosse strategische Vorteile, mehr Unabhängigkeit gegenüber regionalen Lieferanten und mehr Durchhaltevermögen bei «Milchstreiks» der Bäuerinnen und Bauern.

4) Die Schweizer Nahrungsmittelindustrie drängt mit Unterstützung des Schweizer Bundesrates auf die völlige Entgrenzung der Milchwirtschaft: «Ziel der Verhandlungen [zum Agrarfreihandel in Brüssel] im Bereich Marktzugang ist der Abbau sämtlicher tarifärer (wie Zölle und Kontingente) als auch nicht-tarifärer Handelshemmnisse (wie unterschiedliche Produktvorschriften und Zulassungsbestimmungen) für die gesamte ernährungswirtschaftliche Wertschöpfungskette (Landwirtschaft sowie deren vor- und nachgelagerte Bereiche).»⁵

Das ist das Umfeld, in dem der Herr Hohmilch sich wohlfühlt. Doch wer ist das? Ist er der neue Chefdisponent eines Grossverteilers? Ist er Handelspolitiker, Verbandschef oder Molkereibesitzer? Ist er mein Nachbar? Keiner von diesen. Er ist der gierige, faszinierende und gewalttätige Geist, dem zu viele von diesen gehorchen. Müssen wir das nun auch, und sei es aus Taktik? Die Gefahr, dass dieser Alptraum sich zunehmend verwirklicht, auch bei uns, ist gross. Bis sich dieser Geist irgendwann von selbst erledigt haben wird, gilt wohl das Paradox: «Nid dergliche tue» und doch etwas tun. Von einigen Kämpfen um die Milch wird auf Seite 15 berichtet.

Nikola Patzel

Quellen: ⁵Föderation der Schweizer Nahrungsmittelindustrien, *fial-Letter*, Februar 2009; ⁶Bulletin 22/2008 des Bundesamts für Gesundheit.

Was ist ESL-Milch?

«Extended Shelf Life» heisst zu deutsch «verlängerte Lagerzeit» oder wörtlich «verlängertes Kühlregalleben». ESL-Milch bleibt drei Wochen lang verkaufsfähig und wird vom Bundesamt für Gesundheit so erklärt:⁶ «Extended Shelf Life (ESL-) Milch: Rohmilch wird entrahmt. Die Magermilch wird mikrofiltriert, die Rahmphase sowie das Retentat [der Filtrerrückstand] der Mikrofiltration werden hochpasteurisiert. Anschliessend werden Magermilch und Rahm wieder zu Milch mit der gewünschten Fettgehaltsstufe zusammengefügt, nochmals pasteurisiert und aseptisch [in einem keimfreien Raum] abgefüllt».

«Mikrofiltrieren» heisst, die Milchbestandteile durch extrem feine Poren im Tausendstelmillimeter-Bereich zu pressen, wo auch fast alle Bakterien dran hängenbleiben oder kaputtgehen (wie auch einige Fett-, Eiweiss- und Enzymgebilde verändert werden). Mit «Hochpasteurisieren» ist die Erhitzung auf ungefähr 120 bis 130 Grad gemeint. Zum Vergleich: Pasteurisiert wird bei zirka 73 Grad, ultrahocherhitzt bei 140 bis 150 Grad.)

Da aber «ESL-Milch» ein undefinierter Sammelbegriff ist und jede Firma es anders macht, gibt es auch folgende Varianten: Milch, die nicht filtriert, aber dafür komplett länger erhitzt wird und Milch, die nur pasteurisiert, aber besonders fein mikrofiltriert wird. Die Homogenisierung unterschiedlichen Grades gehört immer dazu. Ähnlich wie UHT-Milch wird ESL-Milch in der Regel nicht irgendwann sauer oder süssgestockt, sondern sie unterliegt langsamen Verwesungsprozessen, bei geöffneter Verpackung auch schnellen.

Was ist das «Cassis-de-Dijon-Prinzip»?

Cassis de Dijon ist Schwarzer Johannisbeerlikör aus Dijon. In den 1970er Jahren wollten deutsche Behörden den Verkauf dieses französischen Likörs in Deutschland verbieten, weil sein Alkoholgehalt nicht den deutschen Bestimmungen entsprach. Es kam zum Streit, und der europäische Gerichtshof entschied 1979 für die importierende Handelskette, da diese durch die EG-Warenverkehrsfreiheit geschützt sei.

Seither wurde ein Prinzip daraus gemacht, dass jedes essbare Produkt, das in irgendeinem der inzwischen 27 EU-Mitgliedsländer als Nahrungsmittel zugelassen ist, in allen übrigen EU-Staaten (eine halbe Milliarde Menschen) als Handelsgut akzeptiert werden muss. Die Schweiz hat kürzlich entschieden, das Cassis-de-Dijon-Prinzip im Handel mit der EU mit wenigen Ausnahmen zu übernehmen.

Mehr zum Thema Milchmarkt erfahren Sie am Bio-Gipfel (20. Juni) in Zofingen. Siehe Programm auf Seite 28



Lebensmittel und Demokratie

Unser Beiratsmitglied Hans Bieri hat die 5. europäische Konferenz der gentechfreien Regionen – Food and Democracy, Lebensmittel und Demokratie – besucht. Die Konferenz fand vom 24. bis 25. April in Luzern statt. Hier sein Fazit.

Die Wissenschaft im Dienst der Marktbeherrschung

Können die Gesellschaften selbst bestimmen, was auf den Teller kommt, oder entscheidet das der Markt? Haben wir in der EU eine Situation, dass die Kommission an den Staaten und der Bevölkerung vorbei entscheiden darf? Es wurde an der Tagung verlangt, dass die Länder ein Selbstbestimmungsrecht haben und sich gegen Risikotechnologien wehren dürfen.

Es wurde darüber diskutiert, dass die Forschung immer mehr eingeengt wird auf das wirtschaftliche Rendement (Ertrag, Nutzen). Es wurde festgestellt, dass die Wissenschaft unter diesem Zwang nicht mehr der Wissenserweiterung dienen kann, sondern nur noch selektiv den privaten Unternehmen die Mittel zur Markteroberung liefern soll. Ja, es sei sogar so, dass ein in der Fläche sich ausbreitender Misserfolg gewisser Technologien wiederum nach neuen Technologien rufe und so die beste Voraussetzung schaffe für eine zukünftige Marktbeherrschung durch solche ständig korrekturbedürftigen Technologien selbst. Angesichts solcher pervertierter Tendenzen wurde auch verlangt, dass die Forschung an gentechnisch veränderten Organismen eingestellt bzw. verboten werden soll.

Diese Reaktion ist verständlich. Sie zeigt aber deutlich, dass die deformierenden Zwänge der Wachstumswirtschaft das Problem sind und behoben werden müssten. Die Forschungsfreiheit besteht ja darin, nicht unter Zwängen handeln zu müssen und Technologien unter Gewinndruck in die Umwelt freizusetzen, obwohl der Forscher um die Risiken weiss. Deshalb braucht die Forschung Zeit und Freiraum, um die Natur zu verstehen.

Eindrücklich waren etwa die Darlegungen des Blauen-Instituts, die das Verständnis dafür schärften, wie lebende Organismen sich dynamisch verändern, Informationen austauschen, und dass die statische Vorstellung, man könne einen Organismus genteisch mit gezielt geänderten Eigenschaften herstellen, nicht möglich ist. Er verändert sich weiter. Die Auskreuzungen z.B. sind

nicht geklärt. Und angesichts dieses enormen Veränderungs- und Anpassungspotenzials der Lebewesen auf allen Stufen ist die Vorstellung, der Mensch müsse den Pflanzen auf die Sprünge helfen – oder «die Natur austricksen» («to fool mother nature»), wie die Saatgutindustrie auf einem ihrer Plakate wirbt –, um ihr noch bessere Leistungen abzugewinnen, wenig überzeugend. Der Misserfolg der «Grünen Revolution» scheint bereits wieder vergessen. Pflanzen, die aufgrund gentechnischer Manipulationen mit weniger Wasser oder auf versalzten Böden besser gedeihen sollen, als es die Natur im Laufe von Jahrtausenden bereits ausprobiert hat, entspringen dem Wunsch nach wirtschaftlichem Gewinn. Diesen Absichten liegen keine halbwegs gesicherten Naturerkenntnisse zu Grunde.

Wir wissen, dass die Unternehmen Gewinn erwirtschaften müssen und dass Gewinne nur möglich sind, wenn die Wirtschaft dabei dauernd wächst. Aus dem ewig gleichen Naturkreislauf, an dem die Menschen teilhaben durch Produktion frischer Lebensmittel und deren Konsum im noch möglichst frischen und lebendigen Zustand, lässt sich nun einmal kein Wachstumsmarkt bauen!

Das ökonomische Ziel nach Gewinn auch im Lebensmittelbereich kann nur erreicht werden, wenn es gelingt, in diesen Naturkreislauf einzudringen und bisherige Grenzen zwecks zusätzlicher Wertschöpfung ständig auszuweiten. Rechtlich erfolgt dies auch z.B. durch Privatisierung der Natur, wie ein Bericht im Auftrag der internationalen Koalition «No Patents on Seeds» gezeigt hat. Indem am Naturkreislauf Privateigentum gebildet wird, werden Voraussetzungen geschaffen, diejenigen, welche den Naturkreislauf nutzen, einzuschränken und so monopolähnliche Renten zu erzwingen. Die zweite Komponente dieses Vorgehens besteht darin, Natur als rein industriellen Rohstoff zu betrachten, der zerlegt und umgebaut wird, um neue Produkte zu lancieren, welche die Natur ja bereits kostenlos liefert.

Um die Lebensmittelqualität zu erhalten, wurde von verschiedenen Vertretern immer

wieder die notwendige intensivere Zusammenarbeit zwischen den Bauern und den Konsumenten verlangt. Denn sie beide stehen am Anfang und am Ende der ganzen Kette der Lebensmittelherstellung, Verarbeitung, Verteilung und Konsum. Die Konsumenten haben ein Bedürfnis nach gesunder, unbedenklicher Ernährung. Die Bauern arbeiten direkt an der Natur und haben einen Zugriff auf die aus dem Naturprozess gewonnenen Produkte.



Die Sicherheit der Ernährung und der Umwelt beschäftigt die ganze Gesellschaft von Grün-Links bis zu den Bayrischen Gebirgsjägern, wie der Bericht über das Verbot von Genmais aus Deutschland deutlich gezeigt hat. Es braucht hier eine umfassende Verantwortung der ganzen Gesellschaft für ihre Lebensgrundlage. Riskante Natureingriffe als Folge des wirtschaftlichen Gewinnstrebens zeigen, dass die Wachstumsökonomie mit ihren Tendenzen, die Ernährung zu einem Wachstumsmarkt zu machen, vertieft thematisiert werden muss. Denn wie soll unter einem verschärften Agrarfreihandel – als eine der zentralen Reformforderungen der OECD und der WTO aus den 1980er Jahren – die Ernährungssouveränität eine dauerhafte Chance haben? «Food and Democracy» ein grossartiger Titel – für eine grossartige Tagung.

Hans Bieri

Falsche Behauptungen und Suggestionen

Wendy Peter berichtet vom Workshop «Gesundheitsrisiken von GM-Nahrung und Umweltrisiken in der Landwirtschaft: Stand der Diskussion» anlässlich der 5. Europäischen Konferenz der gentechnikfreien Regionen in Luzern

Von den vier sehr interessanten Referaten an diesem Workshop beschränke ich mich hier auf dasjenige von Prof. Dr. Gilles-Eric Seralini, Professor für Chemie und Molekularbiologie an der Universität in Caen, Frankreich.

Gleich zu Beginn seines Referates hielt Seralini fest, dass er kein Gegner der Gentechnik sei. Im Gegenteil, er könne sich durchaus vorstellen, dass die grüne Gentechnik auch Vorteile haben könne. Er selber habe mit Gentechnik gearbeitet, allerdings nicht um neue Pflanzen zu kreieren, sondern um an gentechnisch veränderten Bakterien die Rolle der Gene bei Krebserkrankungen zu studieren.

Seit Jahren befasst sich Seralini mit den Auswirkungen von Pestiziden. Bei seinen Untersuchungen entdeckte er u.a., dass kleine Mengen des Herbizids Roundup – viel geringere Mengen als jene, die in der Landwirtschaft empfohlen werden – potenziell toxisch sind. Pestizide erhöhen, laut Seralini, die Wahrscheinlichkeit, an Krebs zu erkranken und können verantwortlich sein für neurologische Erkrankungen und Fortpflanzungsprobleme. Bei Krankheiten wie Parkinson und Alzheimer habe bis jetzt niemand die

Frage gestellt, ob Pestizide involviert sein könnten. Er könne sich dies aber sehr gut vorstellen.

Die Werbung für die grüne Gentechnik suggeriert, dass dank der Gentechnik in der Landwirtschaft die Menge an Pestiziden gesenkt werden könne. Dies sei aber völlig falsch, denn in Tat und Wahrheit sind 99,9 % der gentechnisch veränderten Pflanzen, die es heute gibt, geschaffen worden, um entweder Pestizide aufnehmen zu können oder gar selbst Pestizide zu produzieren! Und dies werde sich auch in den nächsten zehn Jahren nicht ändern. Ein doch enttäuschendes Ergebnis nach 20 Jahren Forschung und Milliarden-Ausgaben auf diesem Gebiet.

Wenn Pflanzen Gene eingepflanzt werden, damit ihre Zellen Unkrautvertilger aufnehmen können, ohne Schaden zu nehmen, dann bedeutet dies, dass das Herbizid nach dem Besprühen der Felder in jeder Zelle der Pflanze ist und damit auch in den Produkten, die daraus zubereitet werden. Es ist völlig unverständlich, dass jetzt, bevor die schädlichen Wirkungen der Pestizide überhaupt richtig erforscht sind, solche Pflanzen freigesetzt werden. Auch wie sich die Ernterück-

stände dieser Pflanzen auf das Wasser bzw. die Umwelt als Ganzes auswirken, ist laut Seralini noch unerforscht.

Scharf kritisierte Seralini auch die Tatsache, dass alle Studien über die Unbedenklichkeit von Gentechpflanzen für die Allgemeinheit unzugänglich sind, auch für unabhängige Wissenschaftler wie er. Die Wissenschaft werde von den Grosskonzernen monopolisiert.

Es sei äusserst fragwürdig, wenn der gleiche Konzern, der das Produkt entwickelt hat, die Tests selbst durchführt und die Ergebnisse nicht offen legt.

Die Resultate werden zwar publiziert, die vollständigen Versuchsunterlagen bleiben hingegen unter Verschluss.

Während nur drei Monaten müssen GVO an Versuchstiere verfüttert werden. Zeigen sich während dieser Zeit keine negativen Folgen für deren Gesundheit, gelten die Pflanzen als vollkommen ungefährlich. Aber das reicht nicht, findet Seralini. Denn man habe es



Teilnehmer der 5. Europäischen Konferenz der gentechnikfreien Regionen in Luzern.

nicht mehr nur mit Nahrungsmitteln, sondern mit potenziell auch für Tiere und Menschen schädlichen chemischen Substanzen zu tun. Pestizide und Medikamente werden routinemässig nicht bloss drei Monate, sondern zwei Jahre getestet. Das sollte auch für die GVO gelten. Für die Industrie ist das jedoch ausgeschlossen. Nicht nur würde das die GVO in ein zweifelhaftes Licht stellen, ein solcher Aufwand bei der Einführung jeder einzelnen neuen Pflanze würde die ganze Technik unrentabel machen.

Als negatives Beispiel eines Bewilligungsverfahrens erwähnte Seralini dasjenige für den Monsanto-Mais Mon810. Bei einigen Tieren hatte es offenbar Auffälligkeiten gegeben. Monsanto konnte die europäische Aufsichtsbehörde EFSA allerdings davon überzeugen, dass aus den Daten letztlich nicht auf eine ernsthafte Gefahr wegen der Verfütterung des Mais geschlossen werden könne. Greenpeace schaffte es, an die Akten zu kommen und spielte sie Seralini zu. Dieser kommt zu ganz anderen Schlussfolgerungen aus den Studienergebnissen von Monsanto. Anders als der Agrarkonzern ist er der Auffassung, dass die Resultate durchaus Grund zur Besorgnis seien. Einige der Ratten, die während dreier Monate den Gen-Mais gefressen hatten, wiesen Vergiftungserscheinungen auf. Besonders stutzig machte Seralini, dass sich bei den Tieren Veränderungen an Leber und Nieren zeigten sowie auch im Blutbild, was seiner Meinung nach auf eine toxische Wirkung hinweisen könnte.

Die Lebenserwartung in Amerika nimmt seit einiger Zeit ab. Auf die Frage, ob dies im Zusammenhang mit gentechnisch veränderten Nahrungsmitteln stehe, antwortete Seralini, dass man dies nicht wisse und auch nicht mehr werde feststellen können, dass dies aber durchaus möglich sei. Umso wichtiger sei es nun, ein Gentech-Moratorium für Europa zu erwirken.

Weltweit werden bis jetzt nur auf 8 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche GVO angebaut. In Europa sind es nur 0,05 %. Das ist viel weniger, als uns die Befürworter weismachen wollen. So ist es noch nicht zu spät zu handeln. Und handeln müssen wir, so das Fazit von Dr. Seralini, wenn die grüne Gentechnik nicht auch in Europa ausser Kontrolle geraten soll.

Wendy Peter

Das Gentech-Verbot unterlaufen

Zwar kennt Deutschland ein Anbau-Verbot für gentechnisch veränderte Pflanzen. Aber das bietet keine Gewähr, dass die deutsche Milch auch frei ist von gentechnisch veränderten Elementen, wie der folgende Bericht zeigt.

Nach neuen Greenpeace-Analysen von Futtermittelproben lassen drei namhafte Molkereien (in Deutschland) weiterhin gentechnisch veränderte Soja aus Südamerika an Milchkühe verfüttern. Die Umweltschützer liessen Proben von Höfen untersuchen, die ihre Milch an die sogenannten Qualitätsmarken Weihenstephan, Bärenmarke und Allgäuland liefern.

Zwar hat Bundeslandwirtschaftsministerin Ilse Aigner (CSU) den Anbau von Gen-Mais in Deutschland verboten. Doch Millionen Tonnen Gen-Pflanzen werden als Futtermittel nach Deutschland importiert. Der Hersteller von Landleibe zeigt, dass es auch anders geht: Seine Milchlieferanten verfüttern keine Gen-Pflanzen.

«Vor allem namhafte Molkereien verspielen ihre Glaubwürdigkeit. Sie sollten Verbraucher nicht mit Werbemillionen Alpenidylle vertäuschen, sondern auf Qualität ohne Gentechnik setzen», fordert Greenpeace-Landwirtschaftsexperte Alexander Histing

«Mit dem Anbauverbot von Gen-Mais hat die Politik schon ein Problem für die Molkereien gelöst. Jetzt müssen auch Unternehmer handeln und die Fütterung von Gen-Pflanzen einstellen.»

Alle vier getesteten Milchmarken werben mit regionaler oder naturnaher Milchproduktion. Greenpeace hat das Kraftfutter von vier landwirtschaftlichen Betrieben je Molkerei analysieren lassen. Jeweils drei von vier Lieferanten von Weihenstephan, Bärenmarke und Allgäuland füttern gentechnisch verändertes Sojaschrot. Alle getesteten Lieferanten für die Marke Landleibe verzichten dagegen auf importiertes Sojaschrot und Gen-Pflanzen. Greenpeace-Aktivist*innen haben in vielen Städten vor etwa 80 Supermärkten gegen die Herstellung von Gen-Milch protestiert und

die Verbraucher informiert. Die Supermarktleiter sollen im Sinne der Verbraucher die Molkereien auffordern, in Zukunft keine Gen-Milch mehr zu produzieren.

Die Genmanipulation von Pflanzen ist eine Risikotechnologie. Bei der Züchtung werden Artgrenzen überschritten. Durch den Eingriff in die Pflanze können unerwünschte Stoffe mit Nebenwirkungen entstehen. Patentierte Gen-Soja vergrößert die Abhängigkeit der Bauern von Agrarkonzernen. Zudem wird Gen-Soja stärker gespritzt als herkömmliche Soja.

Die giftigen Mittel gefährden Anwohner, verunreinigen Trinkwasser und bedrohen die Pflanzenvielfalt. Die Molkereien tragen durch die Duldung von Gen-Futter bei ihren Lieferanten zur Verbreitung der Risikosaat in Südamerika bei. Zudem bedroht der Anbau in Südamerika die letzten Urwälder. Riesige Flächen wurden gerodet, um Platz für die Sojabohne zu schaffen.

Quelle: Greenpeace/Sigrid Totz 2009



Gedankenspinnereien

Ich sitze in der Stube am Spinnrad und spinnne Wolle. Im Radio ist eine Diskussion über artgerechte Tierhaltung und Tierschutz im Gang. Eigentlich kann ich das Thema nicht mehr hören, ich könnte abstellen, aber der Faden läuft mir grad so gut, ich mag nicht aufstehen. Also höre ich weiter. Die Diskussion dreht sich vor allem um die Hühnerhaltung. Da ist ein Hühnerhalter mit 2000 Lege-

wir uns überhaupt immer vormachen, unsere Tierhaltung sei artgerecht? Was heisst denn überhaupt artgerecht? Kann ein Tier in Gefangenschaft überhaupt artgerecht gehalten werden? Hat nicht das wilde Tier nur ein artgerechtes Leben?

Wir halten auf unserem Bauernhof gegen hundert Tiere, ganz verschiedene. Sie haben ein schönes Leben, sind gesund und fröhlich.



hennen. Der preist seine vortreffliche Hühnerhaltung an, die bis in den letzten Zentimeter tierschutzkonform ist. Da ist auch ein Tierarzt, der die Hygienevorschriften erklärt mit all ihren Hintergründen, natürlich aus tierärztlicher Sicht. Da ist eine Tierschützerin, die den Hühnern einen Baum in ihren Auslauf wünscht, und zuletzt ist da der Biologe, der das Wesen des Huhnes von Grund auf erläutert und von allen die differenzierteste Sicht der Dinge hat und eine dementprechende Meinung abgibt. Er sieht zum Beispiel, dass jedes Tierschutzgesetz einen Kompromiss zwischen den Bedürfnissen des Tieres und denen der Menschen darstellt. Ich schweife mit den Gedanken ab und frage mich, wieso wir zivilisierte Menschen überhaupt auf die Idee kommen, solche Massen von Tieren zu halten. Artgerechte Massentierhaltung. So ein Blödsinn. Wieso müssen

Trotzdem wage ich nicht zu behaupten, sie hätten ein artgerechtes Leben. Im Winter halten sie sich in einem warmen und geschützten Stall auf und werden gefüttert. Für alles ist gesorgt, auch für Streicheleinheiten und frische Luft und Sonne, und wenn es hudelt und schneit, dürfen sie in der Wärme bleiben, was sie gerne tun. Den frisch geborenen Kälbchen geben wir die Milch in der Flasche bevor sie an ihrer Mutter saugen dürfen, damit sie zahm werden und nicht Angst und Stress leiden müssen, wenn sie von Menschen geführt und verladen werden.

Ist das artgerecht? Ist es nicht vielmehr einfach haustiergerecht? Eine tierfreundliche Haustierhaltung. So würde ich unsere Tierhaltung nennen.

Und die Massentierhaltung? Die wäre dann eine gesetzeskonforme Tierhaltung. Das wäre ehrlich.

Ach, ich wünschte mir, dass es diese Massentierhaltungen nicht mehr gäbe. Wäre die Welt nicht etwas freundlicher, könnten sich alle Menschen ein paar Tiere halten? Überall in den Städten, in den Hinterhöfen und auf den langweiligen Rasen zwischen den Wohnblöcken, ein paar Hühner oder ein paar lustige Quartierschweine, die die zahlreichen Abfälle der Haushalte rundum verwerten. Die Menschen würden mit ihnen reden, sie verwöhnen, auch untereinander Gesprächsstoff haben und die Möglichkeit haben, etwas Eigenes essen zu können.

Ja, ja, ich bin eine Träumerin, eine Spinnerin, o. k. – Trotzdem. Das Wort «Tierschutz» will mich noch nicht in Ruhe lassen. Diese Blauzungenimpfung sei auch für den Tierschutz. Wir haben letztes Jahr eine Kuh, unsere schönste Kuh mit den schönsten Hörnern, notschlachten müssen, weil sie sich von der Impfung nicht erholen wollte, nicht mehr frass und nur noch zitterte am ganzen Körper.

Die Impfung hätte die Kuh schützen sollen vor Krankheit und nicht das Gegenteil. Wie wäre es, wenn wir Bauersleute selber entscheiden dürften, ob wir das Risiko eines solchen Eingriffes wagen wollen oder nicht? Werden wir nicht fortwährend von oben darauf aufmerksam gemacht, dass wir frei seien, dem Markt und allem Wettbewerb frei ausgesetzt? Warum dürfen wir denn nicht, logischerweise, auch unsere Kühe frei der Blauzungenmücke aussetzen?

Mein Mann sagt zwar, Ämter seien nicht logisch, die seien bürokratisch, und davon verstehe ich nichts. Da hat er Recht. Aber trotzdem, bürokratisch oder logisch, die Rechnung geht nicht auf. Unser Schafscherer hat zwölf Schafe. Nach der Blauzungenimpfung starben drei davon, schöne Auen. Ein Viertel Verlust also. Wie viel Verlust würde den gleichen Schafen der Ausbruch der Blauzungenkrankheit bringen? Das nähme mich wunder. Gibt es wohl ein Amt, das solche Dinge ausrechnet? Oder wenigstens eines, das solche Schäden wieder gutmacht? Das nähme mich auch wunder.

Ja, ich weiss, ich bin eine Wundernase, und manchmal glaube ich sogar an Wunder. Also doch eine Spinnerin? Ja, eben!

Claudia Capaul, Beirätin Bioforum

Mina Hofstetter – Pionierin des viehlosen biologischen Landbaus

«Nun fing ich an, meinem Mann Acker um Acker abzuhandeln» – Jo Bucher¹ erzählt, wie Mina Hofstetter mit Getreideanbau und Frauenrechten die Landwirtschaft reformieren wollte. Die Zürcher Bäuerin Mina Hofstetter hat kaum Eingang in die Geschichte des Biolandbaus gefunden. Zu Unrecht. Sie hat das landläufige Denken über die «moderne Landwirtschaft» in Frage gestellt, lange bevor es sich richtig etabliert hatte. 1947 gab sie den Anstoss zur Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für biologischen Landbau SGBL, heute Bioterra. Ihr Denken ging aber weit über den Landbau hinaus.

Von namhaften Frauenrechtlerinnen gerufen, reiste eine Bäuerin aus der Schweiz 1947 nach Paris zum «Friedenskongress der Frauen aller Länder». Im Schweizer Frauenblatt begründete sie später die Notwendigkeit ihrer Teilnahme: *Alle Länder schickten nur Radioteleute, Journalistinnen, Fürsorgerinnen, Erzieherinnen, Ärztinnen, Professorinnen, aber niemand von der Landwirtschaft, die nun wirklich eine grundsätzliche Rolle spielt.*

Hinter diesen Worten steckt Mina Hofstetter (1883–1967). Bereits Anfang der 1920er Jahre hatte sie begonnen, eine eigene Methode des biologischen Landbaus zu entwickeln. Auf der Suche nach alternativen Wirtschaftsweisen trat sie nicht nur für eine ökologische Landwirtschaft ein, sondern war auch der Überzeugung, dass v.a. die Arbeit und das Wissen von Bäuerinnen einbezogen werden müssen. – Mehr Ökologie und eine stärkere Beteiligung von

Frauen verlangt auch der letzte Jahr veröffentlichte Weltagrarbericht. Die Aktualität ihrer Forderungen ist eines mehrerer Argumente dafür, Mina Hofstetter im Heute eine Stimme zu geben. Als eine der Pionierinnen des biologischen Landbaus hat sie viele Gesichter, die es (wieder) zu entdecken gilt.

Viehlose Landwirtin

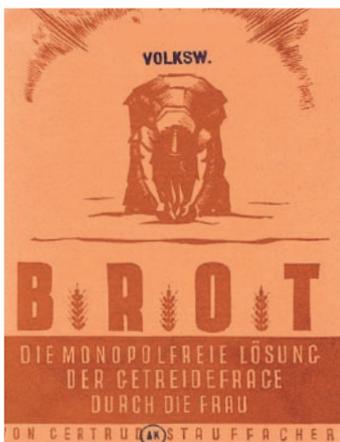
In der Hoffnung, ihrer siebenköpfigen Familie eine sichere Existenzgrundlage zu schaffen, erwarben Mina Hofstetter und ihr Mann Ernst 1915 den Hof Stuhlen bei Ebmatingen am Greifensee. Neben den sieben Hektar Land zehnteil Milchkuhe zu übernehmen, war schon zu jener Zeit nicht ungewöhnlich. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich innerhalb der schweizerischen Landwirtschaft ein Grossteil der Getreidefelder in Grasland verwandelt.

Dass mit dem Rückgang des Ackerbaus die Ernährung der Bevölkerung nicht gesichert werden konnte, wurde im Ersten Weltkrieg offensichtlich. Nach dem Krieg blieb trotz staatlicher Förderung des Getreideanbaus die Viehwirtschaft auf den meisten Höfen eine Selbstverständlichkeit – anders auf Stuhlen.

Nicht nur weil sie der Ansicht war, *alle diese Felder könnten tragen, hundert- und tausendfältig, anstatt nur einige Liter Milch herzugeben, kam Mina Hofstetter zum Schluss, dass wir mit dieser einseitigen Misswirtschaft so bald wie möglich abfahren sollten.* Dem Wandel zur viehlosen Landwirtin ging eine persönliche Neuorientierung zum Vegetarismus voraus. Nach jahrelangen gesundheitlichen Beschwerden fühlte sich Mina Hofstetter im Zuge einer Rohkostkur von ihren Leiden befreit. *Von überall her sagte man, ich sei verrückt, als Bauernfrau kein Fleisch zu essen. Das heraus aus der Viehwirtschaft bedeutete nicht nur die Umstellung der eigenen Ernährung, sondern auch, den Ackerboden auf neue Weisen mit Nährstoffen zu versorgen. Jede Pflanze, die sie ziehen, besteht [...] aus den Stoffen, die sie als Nahrung aufnimmt, also, wenn sie Mist, Jauche und Kunstdünger geben, dann besteht sie aus diesen Stoffen! [...] Mein Dünger [...] heisst: dreijährige Komposterde, Gründüngung und Mineralien in Form von gemahlten Steinen.*

Mit dem Verkauf der anfänglich übernommenen Kühe waren zudem tierethische Gedanken verbunden, denn *die naturferne*





Menschheit in den Städten weiss gar nicht wie, unter was für Qualen, ihre Poulets, Wiener-Schnitzel und englischen Beefsteaks gezüchtet werden. So begann Mina Hofstetter Anfang der 1920er Jahre, viehlose und biologische Landwirtschaft kombinierend, den Boden nach eigener Methode zu bearbeiten. Zunächst galt es aber noch, ihrem Mann, der qua Geschlecht Besitzer von Grund und Boden war, Acker um Acker abzuhandeln, ihn davon zu überzeugen, wieder dem erlernten Schreinerhandwerk nachzugehen und ihr die Landwirtschaft zu überlassen.

Getreidebäuerin

Um Pionierinnen wie Mina Hofstetter ins Licht der Geschichte landwirtschaftlicher Wissensproduktion zu rücken, bedarf es der Kombination von Agrar- und Geschlechtergeschichte. Mina Hofstetter war eine erfahrene Getreidebäuerin und nahm Versuche mit Weizen vor. Trotzdem suchen wir sie vergebens auf Mitgliederlisten von Saatzuchtgenossenschaften. Begeben wir uns hingegen ins Archiv zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung, so treffen wir im Nachlass von Mina Hofstetter auf einen unveröffentlichten Text mit dem Titel «Tagebuch. Der Lange Acker». Darin berichtet ein Acker aus seiner Sicht, auf welch ungewöhnliche Weisen

die Frau auf ihm Getreide anbaut: *Im Herbst erlebte ich etwas ganz aussergewöhnliches. Statt, dass wie bis jetzt, der Acker [...] gepflügt wurde, um Getreide anzusäen, wurde er nach der Ernte der Kartoffeln umgeeggt, vom Unkraut gesäubert u. dann zog die Frau mit einer Hacke kleine Furchen in 35 cm Abstand [...], säte in diese Furchen den Weizen. [...] Bevor der Winter kam, geschah noch ein zweites Wunder, man bedeckte meine ganze Oberfläche mit allerlei Abfall: Laub, Strohhäcksel u.s.w. Auch was darauf folgt, klingt für den heutigen Biolandbau nicht weniger aktuell.*

So erzählt der Acker, wie die Frau im Frühling wieder kam, um zwischen den Reihen zu hacken, wie sie im April einen feinen Samen einsäte, der nach der Ernte als Untersaat zum Vorschein kam und dass das Stroh nicht weggeführt, sondern als Bedeckungsmaterial auf dem Feld belassen wurde. Mit der Dünnsaat in Reihen griff Mina Hofstetter die alte chinesische Tradition der Ackerbeetkultur auf und erreichte damit eine ausgeprägte Bestockung und gute Standfestigkeit. Obschon Mina Hofstetter die Qualität und Widerstandsfähigkeit ihres Getreides am wichtigsten waren, berichtet sie nicht ohne Stolz von ansehnlichen Erträgen. Schliesslich wollte sie den Beweis erbringen, *dass wir im Stande sind, unser Getreide zu pflanzen und genug Brot für unser Land hervorzubringen.*

Forscherin und Vermittlerin

Studien aus der ruralen Geschlechterforschung weisen darauf hin, dass sich in früheren Jahrhunderten immer wieder Frauen finden, die ihre Gärten als Forschungsräume nutzten. Im Zuge der Entstehung landwirtschaftlicher Hochschulen im

19. Jahrhundert rückten ihre Forschungsaktivitäten in den Hintergrund, weil Frauen keinen Zugang zur akademischen Forschung erhielten und ihr Experimentieren auf private Gärten beschränkt blieb.

Der Blick in die Gründungsphase des Biolandbaus zeigt eine etwas andere Situation, nämlich eine auffallend hohe Präsenz von Frauen. Neben Mina Hofstetter zum Beispiel Maria Müller (1894–1969) oder Lili Koliska (1889–1976): Maria Müller, die den bioorganischen Landbau und nicht zuletzt auch die vorliegende Zeitschrift als dessen Publikationsorgan mitgestaltet hat. Lili Koliska, die am Anfang einer Reihe von Forscherinnen steht, welche innerhalb des biodynamischen Landbaus an der Entwicklung der bildschaffenden Methoden massgeblich beteiligt waren. Dass der Biolandbau in seiner Aufbauphase nicht offiziell anerkannt und mit geringem Prestige verbunden war, bot Frauen mehr Handlungsmöglichkeiten.

Dies veränderte sich mit zunehmender Institutionalisierung der ökologischen Forschung und ist wahrscheinlich mit ein Grund für das Vergessen vieler Pionierinnen. Zu Lebzeiten war Mina Hofstetter keine Unbekannte. Im Vorwort ihres Hauptwerks «Neues Bauerntum – Altes Bauernwissen. Naturgesetzlicher Land- und Gartenbau» (1942) schreibt der Verlag, die Autorin *sei mit ihren Ideen und ihrer praktische[n] Arbeit längst in ganz Europa bekannt.* In Mina Hofstetters Publikationen mischen sich präzise Analysen der (land-)wirtschaftlichen Verhältnisse, moralisch religiöse Belehrungen und praktische Anleitungen zur viehlosen Landwirtschaft. Ihr Wissen erarbeitete sie in erster Linie mittels autodidaktischer Studien. Dabei verband sie ihre um-

fassende Lektüre, beispielsweise über die Bodenökologie von Raoul H. Francé oder die chinesische Ackerbeetkultur, mit der Arbeit und Erprobung auf dem Feld. Ihr gelang es, Theorie und Praxis im wörtlichen Sinn fruchtbar miteinander zu verbinden. *Auf der einen Seite gibt es Theorie, die sich auf Spezialgebieten ins Unermessliche verliert, und auf der anderen Seite steht der überwiegend grosse Teil unserer Bauernsame, die den, der aus Büchern etwas lernen will, lächelnd als Narren betrachtet.* Aus dieser Kritik resultierte Mina Hofstetters Forderung nach einem landwirtschaftlichen Bildungswesen, das einen differenzierten Umgang mit Theorie vermittelt, anstatt dass jeder drauflos wirtschaftet *und wurstelt, angeblich nach Grossvaters und Urgrossvaters Art.* Mina Hofstetter selbst erteilte Kurse auf ihrem Hof, den sie im Laufe der Zeit zu einer «Lehrstätte für biologischen Landbau» ausbaute. Schliesslich wurde auf Stuhlen 1947 die «Genossenschaft biologischer Landbau» (GBL), die heutige Bioterra, gegründet. Obwohl ihre Lehrstätte diesem Zusammenschluss als Plattform diente, trat Mina Hofstetter innerhalb der GBL nicht mehr aktiv auf.

Gesellschaftsreformerin

Biologischer Landbau im Sinne Mina Hofstetters beinhaltete eine umfassende Gesellschaftsreform. Für ihren persönlichen Wendepunkt Anfang der 1920er Jahre war das Gedankengut der Reformbewegung impulsgebend. Die Reformer/innen hatten sich Ende des 19. Jahrhunderts unter dem Motto «Zurück zur Natur» zusammengeschlossen, um sich auf der Suche nach einem dritten Weg zwischen Kommunismus und Kapitalismus von der städtischen Industriegesellschaft abzuwenden. Vegetarismus war dabei nur eines von vielen Reformelementen.

Damit das tägliche Brot nicht länger *eine entwertete, von aller Sonnenenergie entblösste, durch menschliche «Kunst» verdorbene schwammige Masse sei*, müsse eine gerechte Wirtschaftsordnung geschaffen werden, so Mina Hofstetter. Darunter verstand sie jedoch nicht die Zahlung von *«Almosen»* durch den Bund, wie dies zur Förderung des Getreideanbaus geschah. *Nach meiner Ansicht sollte doch eine solche Arbeit wie diejenige des Bauers, so bezahlt werden, dass man ihm nicht gnädig noch einen Zuschuss aus dem allgemeinen Volkseinkommen geben muss, um den Preis seiner Produkte zu erhöhen.* Als zusätzliche Massnahme gegen die Verschuldung des Bauern- und Bäuerinnenstandes und die damit einhergehende Ausbeutung des Bodens trat Mina Hofstetter für eine Bodenreform ein: Die Landfläche sollte verstaatlicht werden, damit anschliessend alle Menschen die Möglichkeit erhielten, dieses Freiland in Pacht zu nehmen, *denn wie viele sind heute nur Bauern aus Gewohnheit und nicht aus innerem Beruf.*

Feministin

Dass insbesondere Frauen Zugang zu Boden erhalten sollen, lässt Mina Hofstetter bereits im Titel ihrer ersten Veröffentlichung anklingen: *«Brot – Die monopolfreie Lösung der Getreidefrage durch die Frau»* erschien unter dem programmatischen Pseudonym Gertrud Stauffacher – geschrieben also von einer rebellischen Gärtnerin. Zusammen mit ihren Getreideversuchen stellte sie diese Schrift 1928 dem Publikum an der SAFFA, der ersten *«Schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit»*, vor. Damit präsentierte sie ihre Alternative zum im Ersten Weltkrieg verfügbaren Staatsmonopol für die Getreideeinführung. Ihrer An-

sicht nach stellten ein viehlos und biologisch betriebener Getreidebau und eine Wirtschafts- bzw. Bodenreform die monopolfreie Lösung der Getreidefrage dar. Zollschranken lehnte sie ab, weil solch künstliche Grenzen Hass und Neid zwischen den Völkern schafften. Die (wirtschaftliche) Eigenständigkeit von Frauen als zentralen Aspekt stark zu machen, ist das Feministische an Mina Hofstetters Lösungsvorschlag. *Soll die Frau die Getreidefrage, die Brotfrage lösen, dann muss sie auch ganz enge Beziehungen haben mit der Mutter Erde. Dies wird restlos erreicht, indem jeder Mutter für jedes ihrer Kinder die Mütterrente gezahlt wird, und zwar nicht als Prämie, oder als Almosen, sondern als redlich verdienter Lohn.* Mina Hofstetters Bezug auf *«Mutter Erde»* erweist sich als konservativ und emanzipatorisch zugleich. Einerseits werden Frauen auf die traditionelle Rolle der nährenden und behütenden Mutter verwiesen. Andererseits wird mit der Mütterrente ein Lohn beansprucht, und damit die Tätigkeit von Müttern nicht einfach als selbstverständlich betrachtet, sondern als Arbeit anerkannt.

Finanzielle Unabhängigkeit zwischen Männern und Frauen verlangte auch die *«Women's Organisation for World Order»*, kurz WOWO, deren Tagungen Mina Hofstetter besuchte. Diese 1935 in Genf gegründete internationale Frauenorganisation gegen Gewalt und Krieg ging aus einem Kreis von Wiener Frauenrechtlerinnen hervor. 1937 verabschiedete die WOWO in Bratislava ihr Programm. Aussergewöhnlich daran ist, dass neben Forderungen wie der 50%-Vertretung von Frauen in politischen Ämtern die biologische Landwirtschaft als einer der Leitwerte der WOWO aufgeführt wird. Ob Mina Hofstetter zu diesem Programmpunkt anregte?

Dies ist eine von vielen Fragen, welche die Beschäftigung mit Mina Hofstetter aufwirft. Warum etablierte sich ihr Konzept des viehlosen Landbaus nicht auch als eigene Richtung neben den biodynamischen und bioorganischen Ausprägungen? Liegt es an der Viehlosigkeit, dem Hauptunterschied zu den beiden anderen Formen des Biolandbaus? Den Hofkreislauf ohne Tierhaltung bzw. Hofdünger zu schliessen, scheint auch heute noch eine grosse Herausforderung und insbesondere unter den hiesigen topographischen Gegebenheiten nicht überall praktikierbar. Erstaunlich ist auch, dass keine Hinweise für einen persönlichen Austausch zwischen Mina Hofstetter und Maria Müller vorliegen. Die Lehrstätten Stuhlen und Mösberg scheinen durchaus inhaltlich parallele Strategien verfolgt zu haben. In diesem Zusammenhang wäre der Vergleich von Mina Hofstetters Schriften mit Maria Müllers im *«Kultur und Politik»* abgedruckten Artikeln ein vielversprechendes Vorhaben. Eine Begegnung zwischen zwei Pionierinnen des biologischen Landbaus, die es nachzuholen gilt.

Mina Hofstetters Ideen bereichern nicht nur die Geschichte, sondern auch die Gegenwart des Biolandbaus. Als Biobäuerinnen und -bauern können wir uns von ihnen inspirieren lassen. Etwa, wenn wir, wie Mina Hofstetter, althergebrachtes Wissen mit neuen Techniken verbinden und uns dabei selbst als Forschende, nicht lediglich Ausführende, wahrnehmen. Wie würde Mina Hofstetter die heutige Situation der biologischen Landwirtschaft kommentieren? Sicherlich wäre sie etwas enttäuscht über die nach wie vor nicht allzu ausgedehnten Getreidefelder. Umso mehr würde sie uns ermutigen, unsere Äcker zu überraschen –

mit einer Getreidesaat in Reihen gelänge dies auch heute noch. Erstaunt wäre sie, dass Betriebsleiterinnen gegenwärtig nicht zahlreicher sind, obwohl mittlerweile gerade in Bioausbildungsgängen der Frauenanteil relativ hoch ist. Welche Reformen brauchen wir also, damit in Zukunft mehr Felder Getreide tragen und in Frauenhände kommen – damit das Äcker-Verlängern und -Abhandeln vorangeht?

Die kursiv gesetzten Zitate sind folgenden Schriften von Mina Hofstetter entnommen: Brot. Die monopolfreie Lösung der Getreidefrage durch die Frau, Bern 1928 (Gertrud Stauffacher); Biologischer Landbau, Lauf bei Nürnberg u. a. 1931 (Hg. Werner Zimmermann); Neues Bauerntum – Altes Bauerwissen. Naturgesetzlicher Land- und Gartenbau, Zürich 1942

¹Jo Bucher macht zurzeit die Bio-Landwirtschaftsausbildung am Strickhof. Davor studierte sie in Basel und Hamburg Kunstgeschichte. Gender und Queer Studies sowie Mensch-Gesellschaft-Umwelt. Dieser Beitrag knüpft an eine Präsentation an, die sie am Strickhof gemacht hat.

In der nächsten Ausgabe wird ein Schwerpunkt dem Thema Energie in der Landwirtschaft gewidmet sein und damit ein Thema aufgreifen, zu dem sich am letzten Mösberg-Gespräch eine Arbeitsgruppe gebildet hat.

Von schwarzen Schafen und anderen Untieren

Letztes Mal hatten wir es vom Durchschnitt. Dieser Denk- und Sprechfigur, von der man nicht recht weiss, ob es sie im gelebten Leben wirklich gibt. Jakob Weiss versprach, eine Verbindung zu hässlichen Plakaten zu machen, die jene politische Partei auszeichnen, die noch immer viele Bauern begeistern kann, obwohl sie ein Wirtschaftsverständnis propagiert, das der Landwirtschaft gar nicht bekömmlich ist.

Wenn ich am Überlegen bin, ob ich in Bezug auf etwas – z.B. Hofgrösse, Ausbildung, Fleiss, Hosensbundweite u.a. – «durchschnittlich» bin oder nicht, dann vergleiche ich mich mit andern. Sich vergleichen, Ordnung durch Vergleiche schaffen, Mehr- und Minderheiten finden, das ist die zentrale Tätigkeit der Soziologie. Weil es aber auch eine wichtige menschliche Tätigkeit ist, verläuft sie im nicht-wissenschaftlichen Alltag meist unbewusst. Doch die Sprache bringt die Resultate unserer stillen Vergleichsarbeit ans Tageslicht. In zahlreichen Gesprächen mit Landwirten über ihren Beruf und sein Ansehen in der übrigen Gesellschaft sind mir häufig zwei Redensarten begegnet: «Es gibt überall schwarze Schafe.» Und: «Die andern sollen zuerst vor der eigenen Türe wischen.» Beide Bilder fassen auf dem Vergleich zwischen mir und den anderen, seien es die anderen Landwirte oder die anderen Schweizer. Die beiden Metaphern tönen gut, wer möchte dem damit Gesagten widersprechen? Genau das aber bewirken sie auch: Wer nämlich so spricht, entledigt sich bequem jeden Widerspruchs. Denn im Grunde sagt er (oder sie) nicht viel mehr, als dass er selber kein schwarzes Schaf ist. Oder vor der eigenen Türe zu wischen gedenkt – und sich im Übrigen jede Einmischung verbittet. Anders und deutlicher gesagt: Man will sich mit dem angesprochenen Problem und



Welches sind die «richtigen» Schafe, die weissen, die braunen oder die schwarzen?

einer allfälligen eigenen Beteiligung daran gar nicht auseinandersetzen. Sozusagen entschuldigend fügte dann der eine oder andere Landwirt noch an: «Ich gebe mein Bestes.»

Diese beschränkte und so plausible Sicht wird in den Plakaten der nicht genannten Partei exemplarisch auf die Spitze getrieben. (Gierige) Ratten nagen am Schweizer Portemonnaie, (böse) Krähen picken an der wehrlosen Beute «Schweiz», ein schwarzes (fremdes) Schaf wird vom weissen Schaf aus der Weide Schweiz hinausbugsiert. Hinter jedem Bild steht der Vergleich: Wir Schweizer – die Anderen. Und die anderen sind immer schlecht, wollen uns schaden. Schädlinge eben.

Was die plakativen Bilder nicht zur Sprache bringen, ist die Fra-

ge, wie denn überhaupt bestimmt wird, wer zum «Wir» gehört und wer zu den Anderen. Wer zieht die Linie, die entscheidet, ob ich weiss bin oder schwarz? Guter Durchschnitt oder schlechtgesinnter Unterdurchschnitt? Kraut oder Unkraut? Die immer noch nicht genannte Partei macht sich häufig zur ganzen Schweiz, sie usurpiert dann die Meinungen aller. Und gibt vor, das Volk zu sein, welches sie gleichzeitig für dumm verkauft. Oder anders: Sie stellt sich als den weissen Durchschnitt dar. Und da gibt es dann natürlich keine widerstreitenden Meinungen mehr, oben und unten, links und rechts, gut und böse, sind klar definiert. Abweichler müssen bestraft werden, sie sind von der Insel der rechten Gesinnung zu verbannen. (Schwarze) Untiere sollte man vermutlich am besten ausrotten.

Was wäre aus dieser kurzen und womöglich allzu knapp erzählten Geschichte zu lernen? Vielleicht dies: Hütet euch vor holzschnittartigen Bildern. Seid vorsichtig mit plausiblen Redensarten und Sprüchen. Und mit allzu einfachen Vergleichen. Oder schaut euch die Sache zumindest auch einmal von der Rückseite an.

Ein befreundeter kanadischer Bauer mit holländischen Wurzeln schenkte mir vor sehr vielen Jahren ein Poster. Zuoberst steht die erste der erwähnten Redeweisen: «There is a black sheep in every flock.» (In jeder Herde gibt es ein schwarzes Schaf.) Darunter steht ein Hirte mit Stab, der freundlich suchend über seine Schafherde blickt. Alle seine wolligen Schafe sind bunt gemalt. Mir gefällt das Bild immer noch gut.

*Jakob Weiss
Beirat Bioforum*

Informationen vom Verein Bauernverband

Die Frist der Blauzungenimpfung läuft Ende Mai ab. Es hat gottlob noch immer standhafte Bauern, die die Impfung verweigern. Leider werden diese mit harten Sanktionen belegt. Es haben sich nun Gruppierungen in Zug, Schwyz, Uri, Luzern, Bern, Zürich, Aargau und Graubünden gebildet. St. Gallen folgt. Diese Gruppierungen arbeiten mit Anwälten zusammen. Es gibt auch Landwirte, die alleine mit einem ihnen bekannten Anwalt zusammenarbeiten.

Die Zuger haben eine Strafklage am Hals, und diese ist noch nicht anerkannt. Die Berner Gruppierung zieht ihre Beschwerde nun ans Verwaltungsgericht. Dies wird wegweisend sein und soll das Ziel aller Gruppierungen sein. In Zürich wird eine unabhängige Meldestelle eingerichtet, die vier Schadenfälle von 2008 analysieren soll. Wenn die Schäden anerkannt werden, sind wir einen grossen Schritt weiter.

Die Delegiertenversammlung von Bio Suisse und die Vereinigung kleiner und mittlerer Bauern haben sich klar für eine Freiwilligkeit der Impfung ab 2010 ausgesprochen.

Empfehlung:

Der Vorstand empfiehlt allen Impfverweigerern, unbedingt auf das rechtliche Gehör Antwort zu geben und Rekurs zu machen.

Da einige Aargauer Impfverweigerer vom Viehhandelsunternehmen Vianco grosse Drohungen mit Schadenersatzforderungen im Falle eines BT-Falles bekommen haben, empfehlen wir, dieses Unternehmen nicht mehr zu berücksichtigen.

Wir danken allen Mitgliedern, Gönnern und Freunden, die für die Sache eintreten und wünschen weiterhin viel Durchhaltewillen und Kraft.

Pia Stadler, Verein Bauernverband

Velokarawane gegen Gentechnologie

15 Tage lang ist die Karawane für eine zukunftsträchtige, souveräne Landwirtschaft durch die Schweiz pedalt und hat am 24. Mai ihr Ziel, Pully bei Lausanne, erreicht.

Die Karawane ist am Ziel – das Engagement geht weiter

Nach 800 Kilometern, 18 Velopannen, 9 See- und Flussbädern, 14 Veranstaltungen und 10 000 verteilten Flugblättern ist die Veloka-

rawane am Ziel angelangt. Zwischen 10 und 200 Leute traten – mehrheitlich im Sonnenschein – für eine zukunftsträchtige und souveräne Landwirtschaft in die Pedale. Die Gentechlobby hat zu Beginn des Jahres an zwei Orten in der Schweiz zukunftsgefährdende Gentechpflanzen gesät. In den letzten zwei Wochen hat die Velokarawane an unzähligen Orten ihre zukunftsträchtige Saat ausgesät – Gedanken und Taten für eine souveräne Landwirtschaft.

Regionale Landwirtschaft statt Agroindustrie

Im Endeffekt bedeutet, sich für eine souveräne Landwirtschaftspolitik einzusetzen, Opposition zur Agroindustrie, Privatisierung bzw. Patentierung von Leben und Monopolisierung. Im Bereich der Gentechnik hat die Profitmaximierung besonders gravierende Folgen. Sie gefährdet die Lebensmittelproduktion und die Biodiversität. Deswegen ist der Widerstand gegen gentechnisch veränderte Organismen (GVO) ebenso ein Kampf gegen das allgegenwärtige, zerstörerische, kapitalistische Wirtschaftssystem. GVO sind insofern ein Auswuchs dieses Systems und einer verfehlten Landwirtschaftspolitik.

Alternativen sind vorhanden und werden täglich gelebt. Regionalität, Vielfalt und Nachhaltigkeit bilden ihre Grundlagen. Hier würden Forschungsgelder dem Wohle der Allgemeinheit zu gute kommen.

Ein vielfältiger Protest für mehr (Bio-) Diversität

Die Velokarawane startete und schloss mit einem Besuch bei den zwei Gentechfeldern in der Schweiz. Die Forschenden wurden aufgefordert, diese Art von Forschung zu beenden. Während 16 Tagen wurden allorts Flugblätter verteilt und abwechslungsreiche Abendprogramme geboten: Filmvorstellungen, Vorträge, Diskussionen, Demonstrationen und Kundgebungen auf Strassen und auf einem Fluss. Unterwegs wurden auch vier Gentechfirmen besucht, so wurde z.B. beim europäischen Hauptsitz von Monsanto am Samstag, 22. Mai, mit einem Die-In an die zahlreichen Selbstmorde von Landwirt/innen in Indien erinnert.

Grossartige Unterstützung in der Bevölkerung

Mehr als 1000 Leute haben die Karawane direkt oder indirekt unterstützt. Zahlreiche lokale Gruppen haben die Karawane empfan-

Protest in Brüssel

Bei Drucklegung dieser Ausgabe richteten sich gerade 2000 europäische Milchbäuerinnen und Milchbauern mitsamt Kühen und mobilem Kuhstall in Brüssel vor dem Hauptgebäude der EU-Kommission ein, um für die nötigen Rahmenbedingungen für faire Milchpreise zu demonstrieren. Organisiert wurde die Aktion vom «European Milk Board», der 2006 gegründeten «Dachorganisation der Verbände der Milchproduzenten». <http://www.europeanmilkboard.org/de>



Das Bioforum Schweiz sucht für «kultur und politik»

Verstärkung im Redaktionsteam



- Sie sind eine integrative und kommunikative Persönlichkeit mit Beziehung zu Landwirtschaft, Kultur und Politik.
- Sie sind für eine Fach- oder Mitgliederzeitschrift tätig und haben noch freie Kapazitäten.
- Oder Sie leben in einem Patchwork von Tätigkeiten, mit Leistungsausweis im Zeitschriftenjournalismus.
- Oder...

Ihre Hauptaufgaben: Sie erstellen den Heftspiegel, koordinieren den Produktionsprozess, korrespondieren mit Autor(inn)en und können technisch mit Bildern/Grafiken und Satzprogrammen umgehen. Ihnen zur Seite stehen die Redakteure/innen und die Redaktionskommission vom Bioforum.

Weiter ist die Beteiligung am Schreiben und Redigieren von Beiträgen möglich und erwünscht, dies kann flexibel gehandhabt werden.

Kultur und Politik erscheint vierteljährlich im 64. Jahrgang.

Interessiert? Fragen? Melden Sie sich bitte zunächst informell bei der Bioforum-Geschäftsstelle, Wendy Peter, Telefon 041 971 02 88, bio-forum@bluewin.ch

gen, gepflegt oder logistisch unterstützt. Die Begegnungen mit der Bevölkerung waren geprägt von Wohlwollen und Freude – die breite Ablehnung der Gentechnik in der Schweiz war jeden Tag spürbar.

Fulminante Reden bei der Forschungsstation in Pully

Gentechnik bewegt die Gemüter – das zeigte sich beim Besuch des Versuchsfeldes in Pully. Mehrere Teilnehmer/innen der Karawane erklärten mit Leidenschaft die Gründe für ihre Ablehnung der Gentechnik und zeigten die Bandbreite der Argumente gegen die Gentechnik auf. Genauso wie in Reckenholz hatten sie auch diesmal als Präsent einen Sack Bioweizen dabei – es gibt ja bereits eine gegen Mehltau weitgehend resistente Sorte, d.h. genau die Lösung, für die angeblich geforscht wird.

Es geht weiter

Ob der von der Velokarawane nach Reckenholz und Pully gebrachte Bioweizen nächstes Jahr tatsächlich statt des Gentech-Wei-

zens ausgesät wird, steht noch in den Sternen. Darum endet die von der Karawane gestartete Bewegung auch nicht mit der Ankunft in Pully. Die Bewegung für eine zukunftsträchtige, souveräne Landwirtschaft ist wach. Die Karawane ist am Ziel, das Engagement geht weiter. www.karawane09.tk

1. Zentralschweizer Biomarkt vom 29./30. August 2009 in Zug:

Innovation und Vielfalt – alles «Zentralschweiz-Made»!

Immer mehr Konsumenten kaufen Bioprodukte aus der Region beim Bauer und beim Direktvermarkter ein. Damit leisten sie einen wertvollen Beitrag zugunsten unserer Umwelt. O SOLE BIO ist eine Veranstaltung der fünf Zentralschweizer Biovereine mit ihren 850 angeschlossenen Bio-Knospe-Produzenten. Das

besondere Augenmerk gilt beim Biomarkt den familiär geführten Bauernbetrieben.

O SOLE BIO steht für sonnengereifte Bioprodukte aus der Region, für Innovationsgeist, für Marktstimmung mitsamt der vielen Düfte, der Kontaktmöglichkeiten mit Produzenten und anderen Menschen. Wir informieren, wir sensibilisieren, die Biobauern stehen für Fragen zur Verfügung.

Marktstimmung direkt am Zugersee – O SOLE BIO eben...

Die Stimmung auf einem Wochenmarkt ist immer etwas ganz Besonderes für alle Sinne: Farbenfrohe Marktstände, herrlich duftende Kräuter, Blumen sowie ein breites Angebot an Lebensmitteln aus der Region stehen im Mittelpunkt. Sechzig Biobauern vermarkten ihre Produkte und geben Auskunft über ihre Spezialitäten, ihren Betrieb, den Biolandbau. Die Marktbesucher lernen die Vielfalt der Bioprodukte aus der Zentralschweiz kennen, beispielsweise bei den Milchprodukten. Im Marktrestaurant sowie an zahlreichen Trink- und Ess-Ständen kommt der Genuss nicht zu kurz. Ein breites Unterhaltungsprogramm auch für Kinder sowie gezielte Informationen zu Themen des Alltages wie Gesunde Ernährung, Boden-Ausstellung usw. sind Bestandteil des Biomarktes. Nicht zuletzt bieten der Landsgemeindeplatz und der sonnige Quai direkt am Zugersee das passende Ambiente dazu – O SOLE BIO eben!

Bio + regional = Klimaaoptimal

Unsere Leitsätze:

- Wir geben den Bio-Produkten ein regionales Gesicht (Vielfalt aufzeigen)
- Wir sind überzeugte Produzenten und Vermarkter von Bioprodukten (Menschen)
- Wir arbeiten im Kreislauf der Natur (Ökologie, Natur)
- Wir pflegen auf regionaler Ebene verstärkt die Zusammenarbeit und nutzen unsere gemeinsamen Kräfte (kennen lernen und voneinander lernen)

Die Veranstaltung wird ermöglicht durch Bio Suisse, das Bundesamt für Landwirtschaft sowie durch die Stiftung zur Erhaltung bäuerlicher Familienbetriebe. Weitere Informationen siehe: www.osolebio.ch. Kontakt: Sepp Bircher, Biobauer, Stollen, 6102 Malzers. j.bircher@bluewin.ch, 041 497 44 14.

Biomarché 2009

9. Biogipfel

Samstag, 20. Juni, 11.00 bis ca. 13.00 Uhr, im Rathaus Zofingen

**Solidarisch und fair Handeln in der ganzen Wertschöpfungskette.
Ist dies möglich?**

Diese Frage wird immer dringender, wie aktuell der Milchmarkt und die sinkenden Einkommen der Bauern zeigen.

Unter der Leitung von Otto Schmid, FiBL, referieren und diskutieren mit Ihnen:

- **Dr. Peter Moser** (Historiker)
- **Markus Arbenz** (bisher Bio Suisse, neu IFOAM)
- **Christian Butscher** (Verein biodynamische Landwirtschaft)
- **Maya Graf** (Biobäuerin und Nationalrätin)
- **Rudi Berli** (Uniterre)

Der Eintritt ist frei!

Anschliessend offerieren die Organisatoren einen Apéro.

Bioforum Schweiz und Verein für biologisch-dynamische Landwirtschaft

Impressum

**Kultur und Politik erscheint im 64. Jahrgang
Vierteljahrszeitschrift**

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Geschäftsstelle Bioforum Schweiz:

Wendy Peter, Wellberg, 6130 Willisau
Telefon 041 971 02 88, bio-forum@bluewin.ch

Redaktion: Wendy Peter, Nikola Patzel
und Werner Scheidegger
redaktion@bioforumschweiz.ch

Redaktionskommission: Claudia Capaul,
Christian Gamp, Nikola Patzel, Wendy Peter,
Werner Scheidegger, Jakob Weiss

Fotos: Siehe Quellenangaben

Inserate:

Telefon 041 971 02 88 (Geschäftsstelle),
inserate@bioforumschweiz.ch

Ein Jahresabonnement kostet Fr. 40.–/30 Euro

Layout und Druck: Druckerei Schürch AG, Huttwil

Auflage dieser Ausgabe: 2500 Exemplare

Redaktionsschluss für K+P 3/09: 15. August 2009

Für aktuelle Infos:

www.bioforumschweiz.ch